Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, C. N. Osiander,
und G. Schwab.

Achtes Bändchen.

Ciceros Werke V.

Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, Professor zu Tübingen,

C. N. Osiander und G. Schwab,

Professoren zu Stuttgart.

Achtes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien.

1 8 2 7.

Marcus Tullius Cicero's
Werke.

Fünftes Bändchen.

Cato der Aeltere
oder vom Greisenalter;
und
Lälius oder von der Freundschaft.

Uebersetzt
von
Wilhelm Matthäus Pahl,
Doktor der Philosophie und Professor am Königl. Württemb. Lyceum zu Tübingen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien.
1827.

Einleitung.

Unter denjenigen Schriften Cicero's, welche Materien der praktischen Philosophie abhandeln, nehmen „Cato der Aeltere oder vom Greisenalter und „Lälius oder von der Freundschaft" nicht die letzte Stelle ein. Die Zeit der Abfassung der erstern Schrift fällt in das Jahr Rom's 709. Cicero hatte seine drei Bücher von den Pflichten noch nicht herausgegeben. So wie er sonst seine Schriften Männern zu dediciren pflegte, welche entweder das Interesse der Freundschaft, oder die Harmonie der philosophischen oder politischen Grundsätze an ihn kettete, so that er dieß auch hier. Seine Schrift ist dem Titus Pomponius Atticus gewidmet. Cicero war damals ungefähr drei und sechzig Jahre alt. Schon in seiner natürlichen Bestimmung, die er bei mehrern Gelegenheiten ausdrücklich ausspricht (De Divin. II, 1, und Epist. ad Att. XIV, 21.), Griechische Philosophie, besonders Theile der praktischen Weisheit, in Römischem Gewande darzustellen,

mochte für ihn Grund genug liegen, diese Schrift zu schreiben. Sehr förderlich war für diesen Zweck seine tiefe und gründliche Kenntniß der Griechischen Philosophie und Sprache, verbunden mit einem seltenen Talent der Darstellung in der Muttersprache, selbst für Gegenstände, die der letztern noch neu und fremd waren. Eine nähere Veranlassung scheint jedoch diese Schrift in der Lebensperiode selbst zu finden, während welcher Cicero sie schrieb. Das Alter veranlaßte ihn wohl zunächst, seine Gedanken über das Alter einem selbst auch schon bejahrten Freunde mitzutheilen. Die hier angestellten Betrachtungen mochten für Cicero selbst ein geeignetes Mittel seyn, die lästige Bürde des schon weit vorgerückten Alters zu erleichtern und sein Gemüth zu erheitern. Indem er sie aber seinem Altersgenossen und Freund Atticus widmete, so mochten sie auch hier nicht ganz wirkungslos bleiben, und dazu beitragen, das Gemüth dieses feinfühlenden Römers zu zerstreuen und zu beruhigen. Und die hier gebotenen Gedanken mußten um so zeitgemäßer und willkommener erscheinen, je inniger die Theilnahme war, mit welcher Atticus aus dem Asyle seiner Muße und seines Privatlebens den bedenklichen Gang der öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes beobachtete; und

je mehr ihn die Sorgen beunruhigten, mit welchen nach Cäsar's blutigem Ende der Blick in die unheilverkündende Zukunft sein Herz erfüllte.

Die Form, in welche Cicero seine Gedanken gekleidet hat, ist nicht die strengwissenschaftliche. Um dem Gegenstande mehr Reiz und ein freieres Interesse zu geben, wählte er den Dialog, der jedoch nicht durchs Ganze hindurchgeführt wird, sondern nur die Einleitung zu seinen belehrenden Erörterungen über das Wesen und den Werth des Greisenalters zu bilden scheint (Cap. 2 und 3.).

Als dialogisirende Personen werden aufgeführt: der berühmte Cato der Aeltere, Cajus Lälius und der jüngere Publius Scipio Africanus. Cicero war in dieser Wahl insofern glücklich, als er hier Männer aufführt, die für eine Unterhaltung über den genannten Gegenstand sich besonders eigneten. Indem Cicero eine Apologie des Greisenalters schreiben wollte, so mußte er das Letztere in seiner wahren Idee auffassen; und dasselbe konnte nur insofern eine begründete Vertheidigung zulassen, als es dargestellt wurde, durchdrungen von dem Geiste ächter Weisheit und Tugend. Durch's-Ganze hindurch sollte der stoischplatonische Weise erkennbar seyn, der, wie jedes Lebensalter nach seiner beson-

dern Bestimmung, so das Greisenalter als die Vollendung der irdischen Laufbahn in der Gestalt seines eigenen Lebens darstellte. Da es sodann Cicero nicht darum zu thun war, seine Aufgabe blos theoretisch zu lösen; da endlich, was bei Gegenständen der speciellen Lebensweisheit ohnedieß am meisten frommt, die aufgestellten Ansichten auf geschichtliche Erfahrungen, besonders aus der Römerwelt, gestützt werden sollten; — so bot sich wirklich dem Römer Niemand dar, welcher dem Ideale jener zwischen Alter und Weisheit geschlossenen Harmonie mehr entsprach, als Cato, der Mann von physischer und geistiger Kraft und Energie, dessen öffentliches und Privatleben durch alle Altersstufen hindurch eine Schule der vielseitigsten Erfahrung und gemeinnützigsten Thätigkeit, ein Bild eines festen, unbestechlichen, die mächtigen Anforderungen der Sinnlichkeit siegreich bekämpfenden Geistes und Sinnes, und, besonders vom Standpunkte des Römers aufgefaßt, ein Spiegel ächtpraktischer Lebensweisheit gewesen war. Mußte es nicht höchst interessant und belehrend seyn, aus dem Munde eines Mannes, der, wie hier Cato, als uralter Greis an den Pforten der Ewigkeit stand, die Belehrungen und Ansichten über das hohe Alter zu vernehmen. Zwei Männer stehen dem ehrwürdi-

gen Greis gegenüber, beide noch in der Blüthe des männlichen Alters, Lälius, der anmuthige Redner, der Weise von sanfter und freundlicher Sitte; neben ihm sein Altersgenosse und Busenfreund Scipio, der, wenn gleich zum Krieg und zum Zerstören vom Schicksal bestimmt, mitten im Waffengetümmel den Geist milder Schonung nicht verläugnen konnte. — Die Scene des Gesprächs fällt in das Jahr Rom's 603, wo der alte Cato im Ruhestande des Privatlebens größtentheils dem Landbau und den Wissenschaften lebte, unter dem Consulate des Titus Quinctius Flamininus und des Manius Acilius Balbus. Lälius und Scipio leiten den Vortrag so ein, daß sie mit der allgemeinen Frage auftreten: „wie es „komme, daß Cato das Greisenalter, das man doch „gewöhnlich für eine gehässige und lästige Bürde an„sehe, so leicht und so ruhig zu ertragen verstehe.“ Cato antwortet mit Bereitwilligkeit, bringt die Klagen und Einwürfe gegen das hohe Alter auf vier Hauptpunkte (Cap. 5.) zurück, und widerlegt diese sodann (vom Cap. 6 — 23.) einzeln nach einander in einem ununterbrochen fortlaufenden Vortrage, der auf diese Weise antithetisch und polemisch werden mußte.

Das Thema ist im Ganzen sehr fruchtbar und praktisch ausgeführt. Treffliche Sentenzen und tiefe Wahrheiten reihen sich an gut gewählte historische Belege, besonders aus der Römergeschichte, an, in denen die erstern ihre faktische Begründung und Bestätigung erhalten. Auch der Ton des Gesprächs ist charakteristisch und gut gehalten. So wie durchaus die stille Ruhe, die langsame Bedächtlichkeit, die kluge Besonnenheit und reiche Erfahrung des Greisen unverkennbar hervortritt, so stößt man auch auf die Fehler des Letztern, auf das dem Alter eigenthümliche Lob der vergangenen Zeit, auf die weitläufige Geschwätzigkeit, auf das eifersüchtige Ansprechen äusserer Achtung und Verehrung, auf die Eitelkeit, die sich geschmeichelt fühlt, wenn sie von sich selbst reden kann, oder wenn Andere ihr huldigen.

Wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß die Widerlegung der beiden ersten Einwürfe der schwächere Theil dieses Werkes ist, und zugegeben werden muß, daß diese Einwürfe gerade das stärkste Gewicht haben, und also eine tiefere und gründlichere Untersuchung, und in Folge dieser eine bündigere Widerlegung verdient hätten, so sind doch die beiden folgenden Abschnitte als sehr gelungen zu betrachten. Namentlich hat bei der Widerlegung des dritten

Einwurfs, die Episode von den Freuden des Landlebens (Cap. 15 — 17.), zumal vom Standpunkte des Römers aufgefaßt, wesentliche Vorzüge. Cato's Schilderung des Landlebens, der Blick auf die alten Römischen Helden, die man vom Pfluge in die Stadt Rom holte, wenn die öffentlichen Verhältnisse bedenklich geworden waren, und die, nachdem sie die Kraft des Mannesalters dem Dienste des Vaterlandes zu Hause und im Felde mit patriotischer Selbstverläugnung gewidmet hatten, den Abend ihres Lebens im Landbau zubrachten, grenzt wahrhaftig an's Poetische, und Virgil's zweites Buch vom Landbau gewährt eine interessante Parallele, die dem Leser einen herrlichen Genuß spendet. Wollte man etwa Cicero deshalb tadeln, daß er den alten Cato sich in dieser Schilderung zu weit verlieren lasse, so findet er eine genügende Rechtfertigung, theils in seiner eigenen und in Cato's Vorliebe für das Landleben, theils im eigentlichen Leben des Großen seines Volks, oder in der allgemein gepriesenen Rusticatio der Römer.

Die Vollendung erhält das Ganze durch die meisterhafte Widerlegung des dritten oder letzten Einwurfs von der Nähe des Todes.

Cato erhellet sich die graunvolle Nacht des Todes auf eine des ächten Weisen würdige Art, indem er zeigt, daß der Tod weder als gänzliche Vernichtung, noch als Uebergang zur Unsterblichkeit für den Weisen eine furchtbare Gestalt habe. Er faßt die letztere Ansicht mit inniger und fester Zuversicht auf, wiederholt die trefflichen Worte, die Xenophon, der Platonische Weise, dem sterbenden Cyrus als Tröstungen für seine Söhne, in den Mund legt. „Die Seele ist hienieden," dieß sind seine Bekenntnisse, „an das materielle Princip des Körpers gebunden, und durch dasselbe ist das wahre Leben des Geistes getrübt. Im Tode streift die Seele die Fessel des Körpers ab, und dringt empor zu einem ewigen und reinen Leben des Geistes und der Vernunft. Es gibt wirklich ein solches Leben nach dem Tode. Denn ohne diese Voraussetzung wären alle edle Bemühungen des Menschen, alle Verdienste für die Nachwelt, alle Aufopferungen im Dienste der Menschheit oder des Vaterlandes, welche das irdische Leben entweder schwächen oder gefährden, oder gar zerstören, ein vernunft= und sinnloses Streben. Alles Irdische und Endliche hat, dieß lehrt der Augenschein, sein bestimmtes Ziel, seine Grenze. Dieses Leben ist nur eine vorübergehende Herberge. — Das

Daurende und Bleibende beginnt erst jenseits, im Reiche des Geistes."

In der Begeisterung, mit welcher diese Gedanken das Gemüth erfüllen, schließt Cato seinen Vortrag auf eine schöne und würdige Weise.

Bei der Uebersetzung dieser Ciceronischen Schrift ist die Schütz'sche Recension des Textes mit wenigen Ausnahmen zu Grunde gelegt. Unter den Ausgaben und Uebersetzungen, welche der Unterzeichnete benützte, erinnert er mit Dank an die Namen Oertel, Gernhard und Billerbeck.

Inhalt.

Zueignung an Titus Pomponius Atticus. Cap. 1. Veranlassung zu Cato's Vortrag über das Greisenalter. Cap. 2. Allgemeine Rechtfertigung des Greisenalters. Cap. 3. Historische Belege dafür. Quintus Fabius Maximus. Plato. Isokrates. Gorgias. Ennius. Cap. 4. Aufzählung der vier Haupteinwürfe gegen das Greisenalter. Cap. 5. Widerlegung des ersten Einwurfs: „das Alter zieht von der Thätigkeit ab." Cap. 6—8. Widerlegung des zweiten Einwurfs: „das Alter entkräftet den Körper." Cap. 9—11. Widerlegung des dritten Einwurfs; „das Alter entbehrt der Freuden des Lebens." Schilderung des Landlebens. Cap. 12—18. Widerlegung des vierten Einwurfs: „das Alter ist dem Tode nahe." Cap. 19—23.

Cato der Aeltere
oder
vom Greisenalter.

An Titus Pomponius Atticus.

1. „Wenn ich, mein Titus, *) dir Hülfe gewähr' und lindre den Kummer,
„Dessen kochende Glut dich quält, fest haftend im Herzen,
„Was wird zum Lohn mir dafür?"

Ich darf dich doch wohl, mein Atticus, in denselben Versen anreden, mit welchen Ennius

„Jener Mann, an Habe nicht reich, doch biederen Sinnes,"

*) Diese Verse des Dichters Ennius sind an Titus Quinctius Flamininus zum Troste wegen seines durch den Censor Cato aus dem Senat verstoßenen Bruders gerichtet; und Cicero wendet dieselben auf Atticus an, der mit jenem den Vornamen theilte, und als patriotischer Republikaner über die damalige Zerrüttung des Staats gleichfalls sehr ängstlich besorgt war.

den Flamininus anredet.; wiewohl ich bestimmt weiß, daß du nicht, wie Flamininus,

„Tag' und Nächte hindurch so sehr, mein Titus, dich kümmerst."

Bekannt ist mir ja deine Selbstbeherrschung und dein Gleichmuth; und ich weiß, daß du aus Athen nicht blos den Beinamen mitgebracht hast, sondern auch Bildung und Einsicht. Dessen ungeachtet vermuthe ich, du möchtest durch dieselben Ereignisse, die mich beunruhigen, bisweilen zu stark bewegt werden. Die Darstellung der hierher gehörigen Trostgründe ist jedoch zu umfassend, und ich muß sie auf eine andere Gelegenheit aufsparen. Für jetzt wollte ich blos einige Gedanken über das Greisenalter niederschreiben und dir mittheilen. Ich möchte jene Last, die wir gemeinschaftlich tragen, die Last des schon drückenden oder wenigstens herannahenden Greisenalters dir und mir selbst erleichtern; so gewiß ich auch bin, daß du sie, wie alle Bürden des Lebens, mit weiser Ruhe sowohl jetzt, als auch in Zukunft tragen werdest. Allein indem ich die Absicht hegte, über das Greisenalter etwas zu schreiben, verfiel ich auf dich, als den würdigen Mann, dem ich ein Werk zum Geschenk widmen sollte, aus welchem wir Beide gemeinschaftlichen Nutzen ziehen könnten.

Mir wenigstens hat die Ausarbeitung dieser Schrift so viel Vergnügen gewährt, daß sie nicht nur alle Beschwerden meines Alters verwischte, sondern dasselbe mir auch gemächlich und angenehm machte. Niemals wird man daher die Philosophie sattsam nach Würde preisen können, da Jeder, der ihren Lehren gehorcht, seine ganze Lebenszeit ohne Be-

schwerde hinbringen kann. Ueber die anderen Gegenstände der Philosophie habe ich schon manches Wort geredet; und es wird dieß auch in Zukunft noch oft der Fall seyn. Die gegenwärtige Schrift aber, welche ich dir hier übersende, handelt vom Greisenalter. Als Hauptperson in dem folgenden Gespräch stelle ich nicht, wie Aristo von Chios *) gethan hat, den Tithonus **) auf, um den Eindruck der Scene nicht zu schwächen, sondern den Greis Marcus Cato, damit meine Darstellung ein geltenderes Ansehen gewinne.

Neben Cato lasse ich Lälius und Scipio auftreten, die sich über die Leichtigkeit verwundern, mit welcher Jener das Greisenalter erträgt. Cato antwortet darauf.

Sollte es dir nun vorkommen, Cato spreche hier in einem gelehrtern Tone, als er in seinen eigenen Schriften gewohnt ist, so magst du dieß auf Rechnung der griechischen Gelehrsamkeit schreiben, welcher er sich bekanntlich im hohen Alter mit dem eifrigsten Fleiß gewidmet hat. Doch wozu noch mehr Worte? Cato's Vortrag soll jetzt unsre ganze Ansicht über das Greisenalter ausführlich darstellen.

2. Scipio. Oft muß ich, mein lieber Marcus Cato, mit unserem Freunde Cajus Lälius hier deine ausgezeich-

---

*) Ein Philosoph aus der stoischen Schule, und selbst noch Zeno's Zuhörer.

**) Ein Sohn Laomedon's, also Bruder des Königes Priamus, erlangte die Unsterblichkeit, aber das Alter ward ihm zur Last; und endlich wurde er nach der Mythe in eine Heuschrecke verwandelt. Vgl. Hor. Od. I, 28. Ovid. Fast. I, 461.

nete und vollendete Weisheit sowohl in anderen Beziehungen, als auch besonders deswegen bewundern, daß dir, soweit meine Beobachtung geht, das Greisenalter nie zur Last geworden ist; und dieses ist doch den meisten Greisen so verhaßt, daß sie eine schwerere Bürde, als den Aetna, zu tragen vorgeben.

Cato. Ihr, meine Freunde, Scipio und Lälius, wundert euch, wie mir's vorkommt, über etwas, was gar keine Schwierigkeit hat. Wer freilich in sich selbst keine Mittel zu einem sittlichguten und glücklichen Leben findet, für den ist jedes Lebensalter beschwerlich; wer aber alle Güter in sich selbst findet, dem kann nichts als ein Uebel erscheinen, was das nothwendige Gesetz der Natur herbeiführt. Dahin gehört vorzugsweise das Greisenalter. Jedermann wünscht es zu erreichen; und hat man es erreicht, so klagt man doch darüber. So groß ist der Unbestand und die Verkehrtheit der Thoren!

„Das Alter," sagen sie, „beschleicht uns schneller, als wir gedacht hätten." Allein erstens, wer nöthigt sie denn zu dieser falschen Ansicht? In wiefern soll denn das Jünglingsalter schneller von dem Greisenalter, als das Knabenalter von dem Jünglingsalter beschlichen werden?

Zweitens, in wiefern sollte wohl dem Greis im achthundertsten Lebensjahre das Alter minder lästig seyn, als im achtzigsten? Denn ein durchlebtes Menschenalter, dauerte es auch noch so lange, würde ja doch, wenn es verflossen wäre, das Greisenalter des Thoren durch keinen Trost erheitern können.

Wenn ihr daher gewohnt seyd, meine Weisheit zu bewundern — ach! wäre sie doch eurer guten Meinung und meines Beinamens würdig! — so wisset, sie besteht darin, daß ich der Natur, als der besten Führerin, wie einer Gottheit folge, und ihrer Stimme gehorche; der Natur, von der es nicht wahrscheinlich ist, daß sie, wenn sie alle Rollen des Lebens so gut geordnet hat, den letzten Aufzug desselben wie ein ungeschickter Dichter sollte vernachläßigt haben. Es mußte ja doch einen letzten Grenzpunkt geben; es mußte etwas geben, was, wie bei Baum- und Erdfrüchten, nach gehöriger Zeitigung gleichsam welkt und abfällt. Der Weise muß sich darein mit Gelassenheit ergeben. Denn ein Kampf gegen das Naturgesetz — was wäre er anders, als ein Krieg der Giganten gegen die Götter?

Lälius. Du würdest aber uns beiden, mein Cato, damit ich auch für Scipio die Versicherung gebe, etwas sehr Angenehmes erweisen, wenn du, da doch ein hohes Alter in unserer Hoffnung, wenigstens in unsern Wünschen liegt, uns frühzeitig über die Mittel belehren wolltest, durch deren Gebrauch wir die drohende Bürde des Alters am leichtesten ertragen können.

Cato. Das will ich thun, mein Lälius, zumal, wenn ich euch Beiden, wie du versicherst, etwas Angenehmes damit erweisen kann.

Lälius. Ja wir wollen jetzt, wenn es dir nicht lästig ist, mein Cato, da du schon einen langen Weg zurückgelegt hast, den auch wir betreten müssen, wir wollen jetzt sehen, wie die Mittel beschaffen sind, durch welche du dahin gelangt bist.

3. Cato. Das will ich thun, mein Lälius, so gut ich's vermag. Denn oft habe ich die Klagen meiner Altersgenossen mit angehört. — Gleich und Gleich gesellt sich ja gern, nach dem alten Sprüchwort — ich hörte, worüber sich Cajus Salinator, worüber sich Spurius Albinus, Consularen *) ungefähr von meinem Alter, gewöhnlich beklagten: bald „daß sie die sinnlichen Freuden entbehren „mußten, ohne welche das Leben nach ihrer Ansicht kein Le„ben sey; bald, „daß sie der Geringschätzung derer preisgege„ben seyen, deren Achtung sie sonst genossen hätten." Allein diese Männer scheinen mir den wahren Klagepunkt nicht getroffen zu haben. Denn träfe die Schuld das Greisenalter, so würden ja ich und alle anderen Greise dieselbe Erfahrung machen; und doch habe ich schon manche Greise kennen gelernt, die über ihr Alter keine Klage führten, die sich nicht ungern von den Fesseln der sinnlichen Lust befreit fühlten, und doch von den Ihrigen nicht verachtet wurden. Nein! die Schuld von allen Klagen dieser Art liegt im Character des Menschen, nicht im Alter. Greise, die keine zu großen Ansprüche machen, die nicht mürrisch, nicht unfreundlich sind, verleben ein ganz erträgliches Alter; Mißlaune hingegen und Unfreundlichkeit ist bei jedem Alter widerwärtig.

Lälius. Du hast Recht, Cato; vielleicht könnte man aber einwenden, dir mache nur deine politische Macht, dein Reichthum und deine Würde das Greisenalter so erträglich, ein Glück, welches nur Wenigen zu Theil werden kann.

---

*) Ehemalige Consuln.

Cato. Es ist etwas daran; aber keineswegs beruht darauf alles. So soll z. B. Themistocles einem Seriphier,*) der im Streite ihm vorwarf, nicht durch seinen, sondern durch des Vaterlandes Ruhm habe er solchen Glanz erreicht, die Antwort gegeben haben: „Bei'm Herkules! so wenig „ich als Seriphier ein vornehmer Mann geworden wäre, „ebenso wenig würdest du als Athener jemals ein berühm„ter Mann geworden seyn." Dieß läßt sich ebenfalls auf das Greisenalter anwenden. Denn bei der größten Dürftigkeit muß das Alter selbst einem Weisen eben so schwer zu ertragen seyn, als es bei dem größten Ueberfluß einem Unweisen beschwerlich fallen muß. Die tüchtigsten Waffen des Alters, mein Scipio und Lälius, sind überhaupt die Wissenschaften und die praktischen Uebungen der Tugend. Diese Uebungen, in jedem Alter gepflegt, tragen, wenn man viel und lange gelebt hat, herrliche Früchte, und zwar nicht blos aus dem Grunde, weil sie uns nie, selbst nicht in der letzten Zeit des Lebens verlassen — und dieß ist doch schon ein sehr großer Gewinn — sondern auch deswegen, weil das Bewußtseyn eines schön vollbrachten Lebens und die Erinnerung an viele gute Handlungen höchst erfreulich ist.

4. In meiner Jugend hegte ich zu Quintus Fabius Maximus, einem alten Manne, dem nämlichen, welcher Tarent wieder eroberte, eine so große Liebe, wie zu einem Al-

*) Seriphos, eine der cykladischen Inseln, hatte Bewohner, die durch ihre niedrige Armuth und durch ihre gemeine Bildung zum Sprüchwort geworden. Vergl. Cic. von der Natur der Götter I, 31.

tersgenossen. Denn dieser Mann besaß Ernst mit Freundlichkeit gewürzt, und das Greisenalter hatte seinen Character nicht verändert. Freilich war er noch nicht so hoch betagt, als ich ihn damals werth schätzen lernte, aber doch schon an Jahren weit vorgerückt. Denn in das Jahr nach meiner Geburt fällt sein erstes Consulat; und unter seinem vierten Consulat — ich war noch ein ganz junger Krieger — war es, wo ich mit ihm vor Capua, und fünf Jahre später vor Tarent zog. Vier Jahre nachher wurde ich Quästor (Staatsschatzmeister), ein Amt, welches ich unter dem Consulat des Tuditanus und Cethegus bekleidete, als er, schon ein Greis, das cincische Gesetz, *) wegen der Geschenke und Bestechungen, empfahl.

Er führte auch Kriege wie ein Jüngling, ob er gleich schon hoch bejahrt war, und brach Hannibals jugendlichen Trotz durch seine beharrliche Geduld. Vortrefflich äußert sich über ihn unser Freund Ennius:

„Ein Mann ist es, der uns den Staat durch Zaudern gerettet;
„Denn nicht eitles Gerede war theurer ihm als das Gemeinwohl.
„Darum strahlet je länger, je schöner die Ehre des Helden.

Durch welche Wachsamkeit und mit welcher Klugheit eroberte er Tarent wieder! Salinator, der nach Verlust der Stadt

*) Marcus Cincius Alimentus, ein Volkstribun (548 nach Roms Erb.), ist der Urheber dieses Gesetzes, durch welches den Advocaten untersagt wurde, in Prozeßsachen von ihren Klienten Geschenke anzunehmen. Verg. Tacitus Annal. XI. 5.

in die Burg geflohen war, rühmte sich in meiner Gegenwart und sagte: „Mir hast du, Quintus Fabius, die Wiedereinnahme von Tarent zu verdanken." Lächelnd erwiederte Fabius: „Ganz gewiß; denn hättest du es nicht verloren, so hätte ich es nicht wieder einnehmen können."

Als Staatsmann war er eben so groß, wie als Krieger. Denn unter seinem zweiten Consulat, wo der Volkstribun Cajus Flaminius das picenische und gallische Gebiet gegen den Willen des Senats unter das Volk Mann für Mann vertheilen wollte, ohne daß sein Amtsgenosse, Spurius Carvilius, sich dagegen rührte, widersetzte er sich, so lange er konnte. Ja obgleich er Augur war, so erlaubte er sich doch die Aeußerung: „Alles, was zum Wohl des Staates geschieht, geschieht unter den besten Auspizien (Vorbedeutungen oder Anzeigen); was man aber zum Nachtheil des Staates vorschlägt, ist den Auspizien entgegen." Viele vortreffliche Züge sind mir noch aus eigener Erfahrung von diesem Manne bekannt; keiner aber ist bewunderungswürdiger, als die Fassung des Gemüths, mit welcher er den Tod seines Sohnes, eines angesehenen Mannes und Consulars, ertrug. Die Lobrede auf ihn ist noch in unsern Händen; und so oft wir sie lesen, welcher Weltweise erscheint uns da nicht gering neben ihm? Und nicht blos im Glanze des öffentlichen Lebens und in den Augen seiner Mitbürger war er ein großer Mann, nein, noch vortrefflicher im innern Kreise seiner Familie. Seine Unterhaltung wie ausgezeichnet! wie trefflich sein Rath! wie umfassend seine Kenntniß des Alterthums! wie groß seine Wissenschaft im Augurn-Rechte! Auch viele gelehrte Kenntnisse besaß er, wie man sie nämlich von

einem Römer erwarten konnte. Sein Gedächtniß umfaßte alle, nicht nur einheimische, sondern auch auswärtige Kriege. Seine Unterhaltungen benützte ich damals mit so viel Interesse, wie wenn ich schon geahnet hätte — was auch die Folge bestätigt hat — daß ich nach seinem Tode Niemand mehr finden sollte, von dem ich so viel lernen könnte.

5. Wozu nun so viel Worte über Maximus? Wahrhaftig nur deshalb, weil ihr so einsehet, daß es eine Sünde wäre, ein solches Alter unglücklich zu nennen. Freilich kann es nicht lauter Scipionen oder Fabiusse geben, die sich an Städteroberungen, an Land- und Seeschlachten, an Kriege, die sie geführt, und an ihre Triumphe erinnern können. Es kann aber auch auf ein in Ruhe, in schuldloser Reinheit und feiner Sitte geführtes Leben ein sanftes und ruhiges Alter folgen. Ein solches genoß, laut der Geschichte, Plato, der im einundachtzigsten Lebensjahr am Schreibtische starb. So genoß es Isocrates, der die Schrift, Panathenaïkus*) betitelt, nach eigener Versicherung in seinem vierundneunzigsten Lebensjahre schrieb und dann noch fünf Jahre lebte. Auch sein Lehrer Gorgias, ein Leontiner, lebte volle hundertsieben Jahre, ohne je in seinem wissenschaftlichen Fleiß und in seiner Arbeitsamkeit nachzulassen. Als man ihn fragte, warum er so lange am Leben Gefallen finde, so gab er zur Antwort: ich habe keine Ursache, mich über das Alter zu beschweren. Eine vortreffliche Antwort, eines gebildeten Mannes würdig! Seine eigenen Fehler sind es, seine eigene Schuld, die der

*) Eine Rede dieses berühmten Redekünstlers, die als sein Meisterstück gilt, und das Lob Athen's besonders im Gegensatz gegen Sparta zum Gegenstande hat.

Thor dem Greisenalter aufbürdet. Nicht so der Mann, dessen ich eben erst [4] erwähnt, Ennius, welcher sagt:

„Wie ein muthiges Roß, am Ziel der olympischen Rennbahn,
„Oft als Sieger gekrönt, jetzt ruhet, vom Alter entkräftet."

Er vergleicht hier mit dem Alter eines muthigen und siegreichen Pferdes sein eigenes Greisenalter. Ihr könnet euch seiner noch wohl erinnern; denn seit seinem Tode bis auf die Wahl der gegenwärtigen Consuln Tiberius Flamininus und Manius Acilius (Glabrio) sind neunzehn Jahre verflossen. Er starb unter dem Consulate des Cäpio, und unter des Philippus zweitem Consulate, gerade damals, wo ich in einem Alter von fünfundsechzig Jahren den Voconischen *) Gesetzesvorschlag mit lauter Stimme und starker Brust empfahl. In einem Alter von siebzig Jahren — denn so alt wurde Ennius — ertrug er die zwei der gewöhnlichen Meinung nach drückendsten Lasten des Lebens, die Armuth und das Alter, mit solchem Gleichmuth, daß er sogar ein Wohlgefallen daran zu haben schien. — Das Nachdenken führt mich auf vier Gründe, aus denen man das Alter für unglücklich hält:

erstens, weil es uns von der Thätigkeit abziehe;
zweitens, weil es den Körper entkräfte;

*) Dieses Gesetz stammt von dem Volkstribun Quintus Voconius Sara her (a 583), wodurch verordnet wurde, daß eine weibliche Person in einem Testament nicht zur Erbin eingesetzt, sondern ihr nur ein gewisses Legat vermacht werden dürfe. Cato vertheidigte dieses Gesetz in einer Rede. Vergl. Liv. epit. 41 und Gell. noct. att. VII, 13.

drittens, weil es uns fast aller Freuden beraube;

viertens, weil es nicht weit mehr vom Tode entfernt sey.

Wie gewichtig und wie gerecht jeder dieser Gründe sey, wollen wir nun, wenn es gefällig ist, untersuchen.

6. „Von der Thätigkeit zöge das Alter uns ab?" Von welcher denn? Von derjenigen etwa, die jugendliche Kraft erfordert? Demnach gäbe es für das Greisenalter keine Geschäfte, die, auch bei schwachem Korper, doch mit dem Geist verrichtet werden könnten? Quintus Maximus war also unthätig? unthätig Lucius Paullus, dein Vater, mein Scipio, und der Schwiegervater des besten Mannes, meines Sohnes? Ferner andere Greise, ein Fabricius, ein Curius, ein Coruncanius, waren sie unthätig, wenn sie den Staat durch ihren Rath und ihr Gewicht zu erhalten suchten? Bei dem Greis Appius Claudius kommt noch der Umstand in Betracht, daß er blind war; und doch war dieser Mann es, der einmal, als der Senat geneigt schien, für die Abschließung eines Friedens und Bündnisses mit Pyrrhus zu stimmen, ohne Bedenken die Worte sprach, welche Ennius in Versen auf folgende Weise ausgedrückt hat:

Euer Gemüth, das sonst aufrecht und gerade zu stehen
Pflegte, wohin hat jezt es sinnlos zum Fall sich gewendet? —

Und wie er sich noch weiter in den nachdrucklichsten Worten vernehmen läßt. Es ist euch ja das Gedicht bekannt; wiewohl auch die Rede des Appius selbst noch vorhanden ist. Und eine solche Thatigkeit bewies dieser Mann siebzehn

Jahre nach seinem Consulate, nachdem zwischen dem ersten und zweiten zehn Jahre verstrichen, und er selbst vor seinem ersten Consulate schon Censor gewesen war. Hieraus sieht man, daß er im Kriege mit Pyrrhus hoch bejahrt war; und dennoch können unsere Väter Solches von ihm erzählen. Es ist also ein nichtiger Vorwurf, den man dem Alter macht, wenn man ihm die Thätigkeit abspricht; und es ist gerade, wie wenn man sagen wollte, „der Steuermann sey bei der Schifffahrt unthätig; während Andere auf den Mast klettern, oder in den Schiffsgängen hin und her laufen, oder das Bodenwasser ausschöpfen, halte er nur das Steuerruder, und sitze ganz ruhig auf dem Hintertheile des Schiffes." Freilich arbeitet er nicht wie die jungen Männer; aber das, was er thut, ist weit wichtiger und nützlicher. Denn nicht immer ist es die körperliche Stärke oder Schnelligkeit und Behendigkeit, welche große Dinge ausführt, sondern die Klugheit, das persönliche Ansehen, das Gewicht der Stimme — Eigenschaften, die man im Alter nicht nur nicht verliert, sondern sogar in zunehmendem Maaß gewinnt. Ich müßte denn selbst auch in euren Augen jetzt die Hände in den Schoos gelegt haben, weil ich keine Kriege mehr führe, und doch als gemeiner Soldat, als Kriegsoberst und Legat, als Consul so mancherlei Kriege mitgemacht habe. Allein ich schreibe ja doch dem Senat vor, was für Kriege und wie sie geführt werden sollen. Karthago aber, das schon lange auf Unheil sinnt, kündige ich den Krieg lange vorher schon an; und ich werde nicht aufhören, seinetwegen in Besorgniß zu leben, als bis ich erfahre, daß es zerstört sey. Möchten doch dir, lieber Scipio, die unsterblichen Götter diese Siegespalme vor=

behalten haben, um das zu vollenden, was dein Großvater noch unvollendet zurückgelassen hat! Seit seinem Tode sind bereits dreiunddreißig Jahre verflossen, aber sein Andenken wird sich auf alle kommenden Jahre vererben; er starb Ein Jahr vor meinem Censoramt, und neun Jahre nach meinem Consulat, nachdem er während des letztern zum zweitenmal Consul geworden war. Hätte er nun hundert Jahre gelebt, wäre er wohl mit seinem Alter unzufrieden geworden? Mit Laufen, mit Springen, mit dem Lanzenwurf für die Ferne, mit dem Schwerte für den Kampf in der Nähe würde er sich freilich nicht befassen, sondern Gebrauch machen von seinem klugen Rath, von seiner vernünftigen Ueberlegung, von seinem Urtheil. Diese Vorzüge kommen den Greis zu; sonst würden unsere Vorfahren nicht ihr oberstes Rathscollegium Senat (das heißt, eine Versammlung der Alten) genannt haben. Bei den Lacedämoniern wenigstens werden die Männer, welche das höchste Staatsamt bekleiden, Greise genannt, was sie auch wirklich sind; wollt ihr die Geschichte des Auslandes lesen oder hören, so werdet ihr auf Beispiele kommen, wo die größten Staaten von jungen Menschen erschüttert, von alten Männern hingegen aufrecht erhalten und wieder hergestellt worden sind.

„Sagt an, wie habt ihr euern Staat, so mächtig einst,
so schnell verloren?“

Wit dieser Frage tritt Jemand in einem Schauspiele des Nävius auf. Es wird darauf unter Anderm besonders Folgendes geantwortet:

*) Γέροντες.

Neulinge drängten sich zum Staate, junge Thoren *). Unbesonnenheit zeichnet nämlich das blühende Jugendalter aus, Klugheit das Greisenalter.

7. „Aber das Gedächtniß nimmt ab." Ich glaube es wohl, wenn man es nicht übt, oder wenn man von Natur langsamen Geistes ist. Themistokles hatte sich die Namen aller seiner Mitbürger gemerkt. Glaubt ihr nun, daß er in seinem spätern Alter den Aristides unter dem Namen Lysimachus begrüßte? So kenne auch ich nicht blos die jetzt lebenden Personen, sondern auch ihre Väter und Großväter habe ich gekannt. Auch fürchte ich nicht durch das Lesen ihrer Grabschriften, wie man gewöhnlich behauptet, mein Gedächtniß zu verlieren. Denn eben das Lesen dieser Inschriften erinnert mich wieder an die Verstorbenen. Auch habe ich nie gehört, daß ein Greis den Ort vergessen hätte, an dem er einen Schatz vergraben. Die Greise denken immer an das, was ihrer Sorge obliegt, an den Termin, wo sie als Bürgen sich vor Gericht zu stellen haben, an ihre Schuldner und Gläubiger. Und wie nun Rechtsgelehrte, Oberpriester, Augurn, alte Philosophen? Welch ein reiches Gedächtniß haben die! Die Geisteskräfte bleiben dem Greisenalter, wenn sich nur das Studium und die Thätigkeit fort erhält: und zwar ist dieß nicht blos der Fall bei berühmten und in Ehrenämtern stehenden Männern, sondern auch im stillen und ruhigen Privatleben. Sophokles hat bis an sein höchstes Alter Tragödien gedichtet. Weil er nun aber, wie es den

*) Nach der von Billerbeck und Götz aus I. Codex genommenen Lesart: „provehebantur ad res, sie drängten sich an's Staatsruder."

Anschein hatte, wegen dieser seiner Lieblingsbeschäftigung sein Hauswesen vernachläßigte, so wurde er von seinen eigenen Söhnen in der Absicht vor Gericht geladen, damit ihn die Richter als einen Blödsinnigen von der Verwaltung seines Vermögens ausschließen möchten; so wie denn auch nach unsern Gesetzen *) jedem Vater, der schlecht wirthschaftet, die Verwaltung seiner Güter untersagt zu werden pflegt. Hier soll nun der Greis das Trauerspiel, welches er gerade in der Hand und kurz vorher geschrieben hatte, seinen Oedipus auf Kolónos **) den Richtern vorgelesen und sie gefragt haben, ob sie glaubten, daß ein solches Gedicht das Produkt eines Blödsinnigen sey? Die Folge war, daß er durch das Erkenntniß der Richter losgesprochen wurde. Hat nun wohl das Greisenalter diesen Mann, hat es einen Homer, einen Hesiod, einen Simonides, einen Stesichorus, hat es den obengenannten Isokrates, Gorgias, hat es die ersten Philosophen, einen Pythagoras, Demokritus, einen Plato, einen Xenokrates, hat es die später Lebenden, Zeno oder Kleanthes, oder den Stoiker Diogenes, den auch ihr noch in Rom kanntet, genöthigt, in ihren Studien zu verstummen? Kam nicht bei Allen die wissenschaftliche Thätigkeit der Dauer ihres Lebens gleich? Doch um aller dieser höhern Studien nicht weiter zu erwähnen, ich kann einige benachbarte Römische Landleute aus dem Sabinischen Gebiete namhaft machen, welche meine Freunde sind, in deren Abwesenheit nicht leicht eine

*) Die lex de prodigis.

**) Kolónos, ein Gau bei Athen, wo der berühmte Dramatiker geboren, und der unglückliche Thebaner Oedipus im Exil lebte und starb.

bedeutendere Landarbeit vorgenommen wird, sey es nun, daß die Saat soll bestellt, oder das Getreide geerndtet, und in dem Speicher geborgen werden. Jedoch dürfen wir uns in Rücksicht auf diese Dinge weniger verwundern. Denn Niemand ist so alt, daß er nicht noch ein Jahr zu leben gedächte; allein eben jene Leute bemühen sich auch noch um solche Dinge, die ihnen, wie sie wohl wissen, durchaus keinen Genuß mehr gewähren.

„Er pflanzet Bäume an, die erst der Nachwelt nützen," sagt unser (Cäcilius) Statius in seinen Synepheben *) (Jugendfreunden). Ja jeder Landmann, wenn er auch noch so alt ist, darf auf die Frage: für wen er pflanze? ohne Bedenken antworten: „für die unsterblichen Götter, deren Wille es war, daß ich diese Güter nicht nur von den Vorfahren ererben, sondern sie auch meinen Nachkommen überliefern sollte."

8. Treffender war die obige Bemerkung des Cäcilius (Statius) über den Greis, der für's nächste Jahrhundert sorgen will, als folgende Aeußerung desselben Dichters:

„Fürwahr und brächtest du, o Greisenalter,
Sonst kein Gebrechen mit, wenn du dich nahst:
So wäre Eines schon genug, daß langes Leben
Gar Vieles uns erleben läßt, was man nicht wünscht."

Aber vielleicht auch Vieles, was man wünscht; muß ja doch auch das jüngere Alter auf manche unangenehme Erfahrung stoßen. Noch unrichtiger ist aber folgende Aeusserung desselben Cäcilius (Statius):

*) Eine Comödie dieses alten dramatischen Dichters.

„Dann halt' ich das im Alter für das Traurigste,
Zu fühlen, daß man Andern lästig ist."

Im Gegentheil mehr angenehm, als lästig! Denn so wie verständige Greise an jungen Männern von guten Anlagen eine Freude finden, und ihr Alter dadurch erleichtert fühlen, wenn sie von der Jugend geehrt und geliebt werden; so lassen sich jüngere Leute gern von den Alten belehren, wodurch sie zum Tugendfleiß angeleitet werden. Wenigstens bemerke ich, daß ihr eben so viel Gefallen an mir findet, als ich an Euch. Doch ihr sehet, wie das Alter nicht nur nicht träge und arbeitsscheu, sondern auch sehr geschäftig, thätig und unternehmend ist, je nachdem der Gegenstand beschaffen ist, dem man in frühern Jahren seinen Fleiß widmete. Ja die Greise bereichern sich sogar mit neuen Kenntnissen. So rühmte sich z. B., wie wir wissen, Solon in Versen: während er altere, lerne er täglich mehr. Der nämliche Fall war bei mir. Noch in meinem Alter studirte ich die Griechische Literatur, und diese ergriff ich mit solcher Gier, wie wenn ich einen langwierigen Durst stillen wollte. Dorther wurde mir das bekannt, was ich euch beispielsweise jetzt anführe. So hörte ich, Sokrates habe erst im Alter das Saitenspiel gelernt; ich wünschte, dieß wäre auch bei mir der Fall gewesen. Denn die Alten lernten das Saitenspiel. Indessen habe ich doch wenigstens wissenschaftliche Kenntnisse mir mit allem Fleiß zu erwerben gesucht.

9. Auch mein jetziges Alter läßt mich (dieß war der zweite Punkt, den man dem Alter zur Last legte) die jugendlichen Kräfte eben so wenig vermissen, als ich in meinen jungen Jahren die Stärke eines Stiers, oder eines Elephan-

ten vermißte. Was du hast, das sollst du nützen, und was du thust, das thue nach Kräften. Giebt es wohl etwas Verächtlicheres, als die Aeußerung Milo's von Kroton? Dieser soll als ein schon bejahrter Greis, wo er die Wettkämpfer auf der Rennbahn sich üben sah, beim Anblick seiner Arme mit Thränen gesagt haben: Ach! diese sind ja schon abgestorben! Mit Nichten! nicht sowohl diese als du selbst, erbärmlicher Mensch! Denn nie hat dich dein eigenes Verdienst berühmt gemacht, sondern nur deine Hüfte und Arme. Fern war von solchen Aeußerungen ein Sextus Aelius, ein Tiberius Coruncanius, der viele Jahre früher lebte, und der vor Kurzem noch lebende Publius Crassus, lauter Männer, die ihren Mitbürgern Gesetze vorschrieben, und bis zum letzten Athemzug ihre Wissenschaft erweiterten. — Nur der Redner, befürchte ich, möchte im Alter ermatten. Sein Beruf erfordert nicht allein Geisteskraft, sondern auch eine gute Brust und körperliche Stärke. Im Ganzen tritt aber doch im Alter jene Helltönigkeit der Stimme auf eine mir unerklärliche Weise glänzend hervor; ich wenigstens habe es noch nicht verloren, und ihr kennet meine Jahre. Aber auch abgesehen davon ist gleichwohl die ruhige und gelassene Rede des Greisen voll Würde, und oft schon hat der zierliche und sanfte Vortrag eines beredten Greisen sich ein geneigtes Gehör verschafft. Und ist man auch nicht mehr im Stande dieß zu leisten, so kann man doch einem Scipio und Lälius Unterricht in dieser Kunst ertheilen.

Was ist wohl wonniger, als einen Greis zu sehen, umgeben von einem Kreise lernbegieriger Jünglinge! Oder wol-

len wir dem Alter nicht einmal so viel Kraft einräumen, Jünglinge zu belehren, zu unterweisen und zu jeder Berufspflicht anzuleiten? Und welches Geschäft kann rühmlicher seyn? Ich wenigstens schätzte den Cnejus und Publius Scipio und deine zwei Großväter, den Lucius Aemilius und Publius Africanus, glücklich im Geleite edler Jünglinge; und überhaupt ist jeder Lehrer der edlern Künste für glücklich zu achten, wenn gleich das Alter seine Kräfte abgezehrt und geschwächt hat; wiewohl jene Abnahme der Kräfte selbst noch öfter eine Folge der Jugend-Sünden als der Gebrechen des Alters ist. Denn eine wollüstige und ausschweifende Jugend bringt einen ausgemergelten Körper in's Alter herüber. Cyrus wenigstens erklärt in jener Rede bei Xenophon, die er als ein schon sehr bejahrter Greis auf dem Sterbebette hielt: „Er habe sich in seinem Greisenalter nie schwächer gefühlt, als er in seiner Jugend gewesen sey." Ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren des Lucius Metellus, der vier Jahre nach seinem zweiten Consulat Oberpriester geworden, und zwei und zwanzig Jahre diesem Priesteramte vorstand. Dieser Mann war in der letzten Zeit seines Lebens noch so bei guten Kräften, daß er sich nach seiner Jugend nicht zurücksehnte. Ich habe nicht nöthig mich auf mich selbst hier zu berufen, wiewohl dieß dem Greis eigen ist, und unsern Jahren zu Gute gehalten wird.

10. Ihr wißt, wie oft Nestor bei Homer sich seiner Vorzüge rühmt. Er hatte schon das dritte Menschenalter erlebt, und durfte nicht befürchten, wenn er wahre Vorzüge von sich rühmte, für unbescheiden oder geschwätzig gehalten

zu werden. Denn es floß ihm, wie Homer sagt, *) die Rede süßer als Honig vom Munde; und zu dieser Lieblichkeit bedurfte es keiner körperlichen Kraft. Gleichwohl wünschte der Anführer Griechenlands (Agamemnon) nirgends zehen Helden wie Ajax (Telamon's Sohn), wohl aber wie Nestor zu haben. Im letztern Falle zweifelt er nicht, daß Troja in Kurzem untergehen werde. Doch ich komme wieder auf mich zurück. Ich stehe jetzt in meinem vier und achtzigsten Lebensjahre, und ich wünschte ein Gleiches wie Cyrus von mir rühmen zu können. Zwar kann ich von mir nicht sagen, daß ich dieselben Kräfte noch habe, die ich als Soldat und Quästor im Punischen Kriege, oder als Consul in Spanien, oder vier Jahre nachher noch hatte, wo ich als Kriegsoberst unter dem Consul Manius Acilius Glabrio bei Thermopylä muthig kämpfte; doch darf ich versichern, daß mich das Greisenalter, wie ihr seht, nicht ganz entkräftet und gebeugt hat; die Kurie, die Rednerbühne vermissen meine Kräfte eben so wenig, als meine Freunde, Schutzgenossen und Gastfreunde. Nie stimmte ich in jenes alte und gepriesene Sprichwort ein, welches lehrt, „man müsse frühzeitig alt werden, wenn man lange alt bleiben wolle." Ich für meinen Theil möchte lieber nicht so lange alt seyn, als es vor der Zeit werden. Denn noch Niemand hat sich an mich gewendet, für den ich zu sehr beschäftigt gewesen wäre. **) „Aber ich habe doch nicht so viele Kräfte, als einer von euch Beiden." Nicht einmal ihr habet die Kräfte

*) Il. I, 249.

**) Nach der Lesart: cui fuerim occupatus; cui als Dat. incommodi.

des Hauptmanns Titus Pontius. *) Ist dieser darum vorzüglicher als ihr? Nein, wenn auch die Natur nur mäßige Körperstärke sollte verliehen haben; und man strengt sich nur an, so viel man vermag; wahrhaftig, dann wird man keine große Sehnsucht nach mehr Kräften fühlen.

Zu Olympia soll Milo mit einem lebendigen Stier auf den Schultern durch die Rennbahn gelaufen seyn. Wollte man sich deswegen lieber Milo's Körperstärke als des Pythagoras Geisteskraft wünschen? Kurz, gebrauche jene Gabe der Natur, so lange du sie hast; hast du sie nicht mehr, so sollst du sie auch nicht vermissen; es wäre denn, daß Jünglinge ihr Knabenalter, die im Alter ein wenig Vorgerückten aber das Jünglingsalter sich zurückwünschen müßten.

Das Lebensalter hat seine bestimmte Laufbahn, und der Weg der Natur ist nur Einer, und zwar ein einfacher. Einem jeden Abschnitt des Lebens ist seine eigene Zeitigung gesetzt; die Schwäche des Knaben, die wildtrotzende Kraft des Jünglings, der Ernst des schon gesetzten Alters und die Reife des höhern Alters ist etwas Naturgemäßes, was zu seiner Zeit benützt werden muß. Du wirst doch wohl, mein Scipio, schon gehört haben, wie es deines Großvaters Gastfreund Masinissa noch heute in seinem neunzigsten Jahr zu halten pflegt. Wenn er den Weg zu Fuß antritt (so hört man), besteigt er nie ein Pferd; wenn zu Pferd, so steigt er nie ab; kein Platzregen, keine Kälte kann ihn bewegen, sein Haupt zu bedecken; er hat einen außerordentlich trockenen Körper; daher kann er alle Berufsgeschäfte eines Königs

*) Von ihm ist nichts bekannt, als seine große Leibesstärke.

verrichten. So vermag also Uebung und Enthaltsamkeit selbst im Alter Etwas von der vorigen Stärke zu fristen.

11. „Das Alter soll keine Kräfte haben." Man verlangt sie auch nicht von demselben; deshalb ist das Greisenalter nach Gesetz und Herkommen von denjenigen Geschäften frei, deren Uebernehmung nothwendig Kräfte voraussetzt. Man zwingt uns nicht zu dem, was wir nicht zu thun vermögen, ja nicht einmal so viel zu thun, als unsere Kräfte noch vermögen. „Aber es giebt doch viele Greise, die so schwächlich sind, daß sie kein Geschäft des Berufs oder überhaupt des Lebens mehr zu verrichten im Stande sind." Allein dieß ist ein Fehler, welcher dem Greisenalter nicht eigenthümlich zukommt; er liegt gewöhnlich in den Gesundheitsumständen. Wie schwächlich war z. B. jener Sohn des Publius Africanus, der dich an Kindesstatt angenommen! Wie zart, ja wie vernichtet war seine Gesundheit! Wäre dieß nicht der Fall gewesen, so hätten wir in ihm ein zweites Licht des Staates gesehen. Denn zu der Geistesgröße seines Vaters hatte sich bei ihm ein größerer Reichthum wissenschaftlicher Bildung gesellt. Wie kann es daher als eine auffallende Erscheinung gelten, wenn Greise hie und da schwächlich sind, da selbst Jünglinge diesem Uebel nicht entgehen können? Widerstand muß man dem Alter entgegen setzen, mein Lälius und Scipio, und durch sorgfältige Pflege der Gesundheit die Gebrechen desselben gut zu machen suchen. Kämpfen muß man gegen dasselbe, wie gegen eine Krankheit. Man muß eine geregelte Sorgfalt seiner Gesundheit widmen; mäßig müssen die Leibesübungen seyn; nur so viel Speise und Trank muß man zu sich nehmen, daß die Kräfte dadurch ersetzt,

nicht aber unterdrückt werden. Man muß aber auch nicht blos dem Körper allein, sondern weit mehr noch dem Geist und der Seele zu Hülfe kommen. Denn auch die Geisteskräfte erlöschen im Alter, wenn man nicht, wie bei einer Lampe, Oel zugießt. Der Körper ermattet durch Anstrengung; die geistige Thätigkeit hingegen wird durch Uebung erleichtert. Denn unter jenen Greisen, die Cäcilius in der Comödie als närrische Alte aufführt, versteht er leichtgläubige, vergeßliche und unordentliche Menschen, Fehler, welche nicht dem Greisenalter überhaupt, sondern nur dem unthätigen, trägen und schläfrigen Greisenalter zukommen. So wie Ungezogenheit, so wie Leidenschaftlichkeit mehr bei jungen als bei alten Leuten, aber auch in diesem Fall nicht bei allen jungen Leuten, sondern blos bei schlechten sich findet, ebenso ist auch die sogenannte Albernheit des Alters, die man gewöhnlich Wahnwitz nennt, nicht bei allen, sondern nur bei leichtsinnigen Greisen einheimisch. Vier kräftige Söhne, fünf Töchter, ein so großes Haus, eine so zahlreiche Schutzgenossenschaft regierte Appius als ein alter und noch dazu blinder Mann. Seine Geisteskraft war stets wie ein Bogen gespannt, ohne ermattend dem Greisenalter zu unterliegen. Er behauptete nicht blos sein Ansehen, sondern auch die Herrschaft über die Seinigen. Ihn fürchteten seine Sklaven, ehrten seine Kinder; Alle hatten ihn lieb; und in seinem Hause blühte noch der Geist alter väterlicher Zucht und Sitte; denn das Greisenalter verdient nur unter der Bedingung Achtung, wenn es sich selbst schützt, wenn es sein Recht behauptet, wenn es sich Niemandes Gewalt überlassen hat, wenn es bis zum letzten Lebenshauch die Gewalt über die Seinigen behauptet.

So wie ich den Jüngling lobe, welcher schon etwas Greisenartiges an sich trägt, so lobe ich auch den Greis, bei dem sich noch Spuren des jugendlichen Lebens zeigen. Wer dieß zu erreichen sucht, der kann wohl dem Körper nach ein Greis werden, dem Geiste nach wird er es nie seyn. Ich habe jetzt das siebente Buch meiner Urgeschichte *) unter den Händen; alle Denkwürdigkeiten des Alterthums sammle ich; über alle Rechtshändel, in denen ich je den Anwald gemacht habe, schreibe ich jetzt auf's sorgfältigste die Reden nieder. Ich bearbeite das Recht der Augurn, der Oberpriester und das bürgerliche Recht; auch beschäftige ich mich viel mit Griechischer Literatur, und nach der Weise der Pythagoräer wiederhole ich jeden Abend, um mein Gedächtniß zu üben, was ich den Tag über gesprochen, gehört und gethan habe. Das sind Uebungen des Verstandes; das ist die Bahn, welche der Geist durchläuft. Indem ich diesen Beschäftigungen Schweiß und Mühe opfere, vermisse ich die körperlichen Kräfte nicht sonderlich. Ich diene meinen Freunden vor Gericht als Beistand; ich komme fleißig in den Senat; ich trage unaufgefordert Gegenstände vor, die ich sorgfältig und lange überdacht habe, und meine Geisteskraft, nicht meine Körperkraft, vertheidigt sodann meine Ansichten. Und wenn ich auch Geschäfte dieser Art nicht mehr verrichten könnte, so würde mich doch auf meinem Ruhebette schon der Gedanke an das ergötzen, was ich jetzt nicht mehr zu thun im Stande wäre; daß ich es aber jetzt noch thun kann, verdanke ich meinem frühern Leben. Denn wer in solchen Beschäftigungen und

---

*) Origines.

Arbeiten fortlebt, bemerkt es gar nicht, wenn das Alter ihn beschleicht. So wird das Lebensalter allmählig uns unbewußt zum Greisenalter; und es wird nicht auf einmal gewaltsam abgebrochen, sondern es erlischt mit der Länge der Zeit.

12. Nun folgt der dritte Vorwurf gegen das hohe Alter, „daß es nämlich der sinnlichen Vergnügungen entbehren müsse." O edles Geschenk des Greisenalters, wenn es uns das benimmt, was ein großes Gebrechen der Jugend ist! So vernehmet denn, ihr trefflichen jungen Männer, die alte Rede des Tarentiners Archytas, *) eines vorzüglich großen und ausgezeichneten Mannes. Ich gebe sie so, wie sie mir erzählt wurde, als ich in meinen jüngern Jahren mit Quintus Fabius Maximus zu Tarent war. „Nichts von Allem," sagte „er, „was die Natur dem Menschen verliehen, kann zu einem tödtlichern Verderben ausarten, als die Sinnlichkeit: „ihre gierigen Triebe reizen blindlings und zügellos zum Genuß. Aus dieser Quelle entstehen Hochverrath, Staatsumwälzungen, heimliche Besprechungen mit dem Feind: kurz, „es giebt kein Verbrechen, keine Uebelthat, zu welcher die „sinnlichen Begierden nicht Antriebe darböten. Unzucht, Ehebruch und alle dergleichen Verbrechen entstehen durch keinen andern Reiz, als den der Sinnlichkeit. Während die „Natur, oder eine Gottheit dem Menschen nichts Edleres „verliehen hat, als die Vernunft, giebt es keinen größern „Feind dieses göttlichen Gnadengeschenks, als die Sinnlichkeit. Wo diese vorherrscht, da hört die Mäßigung auf,

*) Ein Philosoph der pythagoreischen Schule.

„und im Reiche der Sinnlichkeit kann überhaupt die Tugend „nicht bestehen. Um aber dieß noch besser einsehen zu kön„nen, so stelle man sich einen Menschen vor, welcher von der „denkbar höchsten Macht der Sinnlichkeit gereizt wird. Es „wird Niemand, glaube ich, daran zweifeln, daß er im Tau„mel dieses Genusses nichts mit Verstand überlegen, nichts „mit Vernunft, nichts mit Nachdenken auffassen kann; des„wegen giebt es nichts so Verabscheuungswürdiges, nichts so „Verderbliches als die Sinnlichkeit, da sie, in zu hohem „Grade und zu lange befriedigt, das Licht des Geistes ganz „zum Erlöschen bringt."

Dieß ist der Inhalt des Gespräches, welches Archytas mit Cajus Pontius (Herennius) dem Samniten, dem Vater jenes Mannes, von welchem die Consuln Publius Posthumius und Titus Veturius in der Schlacht bei Caudium besiegt wurden, gehalten hat. So erzählte es mir mein Gastfreund Nearchus aus Tarent, ein treuer Anhänger des Römischen Volks; er will es von ältern Personen so gehört haben. Auch Plato von Athen soll bei dieser Unterredung zugegen gewesen seyn, der, wie ich gefunden, unter dem Consulate des Lucius Camillus und Appius Claudius nach Tarent gekommen war. Doch wozu führe ich dieß an? Ich will euch blos einleuchtend machen, daß, wenn wir nicht mit Hülfe unserer Vernunft und Weisheit den Reiz zur Sinnenlust zurückweisen könnten, wir dem Greisenalter sehr verbindlich würden, dem wir es zu danken hätten, daß uns nicht nach dem gelüstet, was sittlich unerlaubt ist. Denn die Sittlichkeit steht dem Verstande im Wege; sie ist eine Feindin der Vernunft, und sie verblendet, so zu sagen, die Augen unseres Geistes. Sie

steht in gar keinem Verkehr mit der Tugend. So ungerne ich es that, so mußte ich doch den Lucius Flamininus sieben Jahre nach seinem Consulat aus dem Senat stoßen; denn meiner Ueberzeugung nach verdiente die Ausschweifung eine Rüge. Als Consul ließ er sich nämlich in Gallien von einer Dirne bei einem Gastmahle erbitten, und einen von denjenigen, die wegen peinlicher Vergehungen verurtheilt in Ketten und Banden lagen, enthaupten. Er ist zwar damals unter dem Censorate seines Bruders Titus, der unmittelbar vor mir dieses Amt bekleidet, der Strafe entschlüpft: ich aber und Flaccus konnten eine so lasterhafte und verruchte Ausschweifung durchaus nicht gut heißen, da sie neben der persönlichen Beschimpfung noch die Entehrung des Amts zur Folge hatte.

13. Oft schon habe ich von ältern Personen gehört, und diese versicherten, es wiederum in ihrer Jugend von alten Leuten gehört zu haben, Cajus Fabricius habe es befremdet, wie er auf seinem Gesandtschaftsposten bei König Pyrrhus aus dem Munde des Thessaliers Cineas habe vernehmen müssen, es sey zu Athen ein Mann, der sich für einen Weltweisen ausgebe und dabei behaupte, „alle Handlungen des Menschen müssen das sinnliche Vergnügen zum Zweck haben *).“ Als nun Manius Curius und Tiberius Coruncanius diesen Grundsatz aus dem Munde des Cineas vernahmen, so sollen Beide mehrmals den Wunsch gehegt haben, daß man die Samniter und den Pyrrhus selbst davon über-

*) Epikur, der Stifter der berühmten nach ihm genannten philosophischen Schule.

zeugen möchte, um sie, der Sinnlichkeit hingegeben, desto leichter besiegen zu können. Manius Curius war ein Zeitgenosse des Publius Decius, der fünf Jahre vor dessen Consulat, wo er selbst sein viertes Consulat bekleidete, sich zum Wohl des Staates dem Tode geweiht hatte. Es kannte ihn auch Fabricius, es kannte ihn Coruncanius. Und diese Männer gewannen theils aus den Erfahrungen ihres eigenen Lebens, theils aus der That des eben genannten Publius Decius die Ansicht: „es gebe gewiß an und für sich etwas Schönes und Edles, was um seiner selbst willen gesucht werde, und was gerade die edelsten Menschen mit Zurücksetzung und Geringschätzung der Sinnlichkeit zu erreichen strebten."

Wozu nun so viel Worte über das sinnliche Vergnügen? Um zu beweisen, daß es nicht nur kein Vorwurf, sondern sogar das größte Lob für das Alter ist, wenn es kein sonderliches Verlangen nach irgend einem sinnlichen Vergnügen hegt.

„Aber es entbehrt doch der Schmausereien, der reichlich besetzten Tafeln und des wiederholt gefüllten Bechers." Nun so entbehrt es auch der Trunkenheit, der Unverdaulichkeit und schwerer Träume. *) Allein wenn man auch der Sinnlichkeit etwas einräumen will, dieweil wir doch ihren Reizungen nicht leicht widerstehen können (denn überaus schön nennt Plato die Sinnlichkeit eine Lockspeise zum Bösen, weil sich die Menschen durch sie fangen lassen, wie die Fische durch die Angel) — so kann sich doch das Alter, wenn ihm

---

*) Insomniis, nicht insomnia.

auch übermäßige Schmausereien versagt sind, doch bei mäßigen Mahlzeiten erfreuen. Oft sah ich als Knabe den Cajus Duillius, des Marcus Sohn, der das erste Seetreffen gegen die Punier gewann, in seinem Greisenalter vom Abendessen heimgehen. Er hatte dabei seine Freude am hellen Fackelschein und am Flötenspiele, was er als Privatmann, ohne Vorgang, in seiner Begleitung zu führen sich herausgenommen hatte. So viel Freiheit gewährte ihm sein Ruhm. Doch was spreche ich von Andern? Ich will auf mich selbst zurückkommen. Anfänglich hatte ich immer Gesellschafter bei mir. Die heiligen Opferschmausbrüderschaften wurden unter meiner Quästur eingeführt, als der idäische Gottesdienst der großen Mutter (Cybele) auch bei uns Aufnahme gefunden hatte. Da speiste ich denn mit meinen Tischgesellschaften ganz mäßig; aber ich hatte dabei noch ein gewisses Jugendfeuer, und mit den Fortschritten des Alters wird ja Alles täglich sanfter. Denn mein Maßstab war hier nicht der sinnliche Genuß, sondern vielmehr der Umgang und die Unterhaltung mit meinen Freunden. Treffend nannten nun unsre Vorfahren das Tischgelage von Freunden, weil es eine Lebensvereinigung darbiete, ein Zusammenleben: passender als die Griechen, welche den nämlichen Begriff theils mit einem Zusammentrinken, theils mit einem Zusammenspeisen bezeichnen, so daß sie gerade auf das minder Wichtige bei der Sache den höchsten Werth zu legen scheinen.

14. Ja! meine Liebe zur Unterhaltung läßt mich noch etzt an Schmausereien *) Vergnügen finden, und zwar nicht blos

---

*) *Intempestivis* conviviis.

mit meinen Amtsgenossen, von denen nur sehr wenige noch am Leben sind, sondern auch mit eurem Alter, und besonders mit euch selbst; und ich bin dem Greisenalter großen Dank schuldig, daß es bei mir, während die Begierde nach Unterhaltung zunahm, die Begierde nach Speise und Trank beinahe ganz aufgehoben hat. Doch wenn auch Leute daran Vergnügen finden (ich will nämlich nicht das Ansehen haben, als hätte ich überhaupt der Sinnlichkeit, zu der vielleicht in uns ein natürlicher Trieb *) liegt, den Krieg angekündigt), so sehe ich nicht ein, wie man dem Greisenalter die Empfindung für die Freuden der Sinnlichkeit ganz absprechen könnte. Mich wenigstens freut es, wenn man nach Art unsrer Urältern Trinkkönige wählt, wenn man einen Spruch anführt, der nach der Sitte der Vorfahren beim Gelage von dem ausgeht, welcher den obersten Platz einnimmt; auch ergötzen mich die kleinen schäumenden Trinkbecher, wie sie in Xenophon's Gastmahle (IV) heißen, und die Abkühlungen im Sommer, und dann wiederum der Sonnenschein oder das Kaminfeuer im Winter. So pflege ich es dann auf meinem sabinischen Landgute zu halten; und dort besetze ich täglich eine Tafel mit eingeladenen Nachbarn, wo wir unter wechselseitigen Gesprächen das Mahl bis tief in die Nacht verlängern. „Aber es mögen doch die Greise keinen so starken Kitzel der Sinnlichkeit mehr in sich tragen." Ich glaube es wohl; sie haben aber auch kein Verlangen darnach; und das Entbehren einer Sache, die man nicht vermißt, ist nicht lästig.

---

*) Nach der Schütz'schen Lesart *motus*.

Treffend ist des Sophokles Antwort, als ihn Jemand schon im geschwächten Zustande des Alters fragte, ob er noch der sinnlichen Liebe pflege? „Davor wollen mich die Götter bewahren." sprach er; „gern bin ich aus der Sklaverei eines so rauhen und tyrannischen Herrn entflohen." Freilich Menschen, die nach solchen Dingen lüstern sind, ist vielleicht die Entbehrung lästig und verhaßt; solchen aber, die schon gesättigt und befriedigt sind, ist die Entbehrung angenehmer, als der Genuß. Eigentlich jedoch entbehrt derjenige nichts, welcher nichts vermißt. Demnach erkläre ich das Nichtvermissen solcher Freuden für angenehmer, als den Genuß derselben. Doch wenn man auch in den guten Jahren diese Freuden lieber genießt, so genießt man erstens, wie gesagt, nur Freuden von keinem sonderlichen Werthe; zweitens nur solche, die das Alter, wenn es sie auch nicht in reichlichem Maaße genießt, doch nicht ganz entbehrt.

So wie das Spiel des Turpio Ambivius *) den Zuschauern in der vordern Loge mehr Vergnügen macht, die auf der hintern aber doch auch ihr Vergnügen dabei haben, eben so genießt die Jugend, welche die Vergnügungen in der Nähe beschaut, vielleicht mehr Freude, während doch auch das Alter, dieselben aus weiterer Ferne betrachtend, sie noch zur Genüge genießbar findet. Aber wie schätzbar ist es, daß die Seele, nachdem sie gleichsam die Dienstjahre der Sinnenlust, des Ehrgeitzes, der Nebenbuhlerei, der Feindschaften, kurz aller Leidenschaften überstanden hat, nunmehr sich selbst angehört, und, wie man sagt, sich selber lebt!

*) Ein berühmter Römischer Schauspieler zu Cato's Zeiten.

Und gewährt ihr vollends Fleiß und Gelehrsamkeit hinlängliche Nahrung, so ist nichts angenehmer, als ein geschäftefreies Alter.

Fast bis an seinen Tod sahen wir den Cajus Gallus, einen Bekannten deines Vaters, mein Scipio, mit der Ausmessung des Himmels und der Erde beschäftigt. Wie oft überraschte ihn das Tageslicht, wenn er etwas zu zeichnen angefangen hatte! wie oft die Nacht, wenn er Morgens damit begonnen hatte! welche Freude machte es ihm, die Sonnen- und Mondsfinsternisse uns lange vorhersagen zu können! Der nämliche Fall ist es bei geringfügigern, aber doch auch Scharfsinn erfordernden Beschäftigungen. Wie sehr freute sich Nävius über seinen Punischen Krieg! wie sehr Plautus über seinen Truculentus (Eisenfresser)! wie sehr über seinen Pseudolus (Bramarbas)! Ich kannte auch noch den alten Livius, der sechs Jahre vor meiner Geburt unter dem Consulate des Cento und Tuditanus das Schauspiel aufgebracht, und noch bis in mein Jünglingsalter fortlebte. Was soll ich von des Publius Licinius Crassus Studien im Priesterrecht und bürgerlichen Rechte sagen? oder des Publius Scipio (Nasika), der vor wenigen Tagen erst Oberpriester geworden ist? Wir haben ja doch alle diese Männer, die ich angeführt habe, mit glühendem Eifer diese Beschäftigungen treiben gesehen. Endlich Marcus Cethegus, welchen Ennius mit Recht das Mark der Ueberredung nennt, mit welchem Eifer sahen wir ihn noch im hohen Alter sich in der Redekunst üben! Welche Freuden der Gastereien, der Spiele oder der Buhlerei sind nun wohl mit solchen Freuden zu vergleichen? Und dieß sind wissenschaftliche Beschäftigun-

gen, welche bei gebildeten und unterrichteten Männern mit den Jahren zunehmen. Daher es auch ein lobenswerther Ausspruch von Solon ist, den er, wie oben bemerkt, in einem Verse gethan: „er altere, und lerne dabei täglich gar Vieles noch:" gewiß das schönste Vergnügen des Geistes, das es geben kann.

15. Ich komme jetzt auf die Freuden des Landlebens, die einen außerordentlichen Reiz für mich haben, die im Alter kein Hinderniß finden, und, meiner Meinung nach, mit dem Lebensgenuß des Weisen die größte Verwandtschaft haben. Denn die Landleute stehen in Rechnung mit der Erde, welche niemals zu gehorchen sich weigert, und nie ohne Zinsen zurückgiebt, was sie empfangen hat: zuweilen freilich mit kleinern, doch meistens mit großem Zins; wiewohl mich nicht nur die Früchte, sondern auch die Betrachtung der Erde selbst und der Kräfte ihres Bodens ergötzt.

Wenn die Erde in ihren erweichten und aufgelockerten Schooß den ausgestreuten Saamen aufgenommen hat, so hält sie ihn anfänglich in der Dunkelheit verschlossen, — occaecatum, — wovon die occatio oder Verdunckelung, das heißt: Eineggung, welche dieß bewirkt, ihren Namen erhalten hat. Wenn sie ihn sodann durch ihre Dünste und Bähung erwärmt hat, so spaltet sie ihn, und lockt das zu Gras aufschießende Grün heraus, welches auf die Wurzelfasern gestützt allmählig heranwächst, sich an einem knotigen Halme emporrichtet, und jetzt gleichsam zur Männlichkeit reifend, in Schoßbälge sich einschließt. Sobald die Pflanze aus diesen hervorgebrochen ist, so schießt die regelmäßig gebaute

Frucht der jungen Aehre hervor, die durch einen Spitzenwall gegen die Anbisse der kleinen Vögel geschützt ist.

Was soll ich die Anpflanzung, die Entstehung und den Wachsthum der Weinstöcke erwähnen? Ich kann mich an dem lieblichen Schauspiele nicht satt sehen. Ich bemerke dieß, damit ihr die Ruhe und die ergötzende Erholung meines Greisenalters genau kennen lernet. Ich übergehe die eigentliche Triebkraft aller Erdgewächse. Die Erde erzeugt aus einem so kleinen Feigen- oder Weinbeerkern oder aus den kleinsten Saamenkörnern der übrigen Früchte und Gewächse so große Stämme und Aeste. Die Hammerschnittlinge, die Setzlinge, die Paten, die Wurzelschößlinge, die Ableger, machen sie nicht auf Jeden den Eindruck der Bewunderung und Freude?

Der Weinstock, der von Natur hinfällig ist, und ohne Stütze zur Erde sinkt, der Weinstock umfaßt, um sich aufrecht zu halten, mit seinen Gäbelchen, wie mit Händen, Alles, was er findet. Da er durch vielfach verschlungene Windungen schweifend umherkriecht, so schränkt ihn die Kunst der Landleute ein, indem sie ihn mit der Hippe beschneidet, damit er nicht durch Ausschößlinge verholze, und nicht nach allen Seiten umherwuchere. Mit dem Anfange des Frühlings kommt daher aus dem übrig gelassenen Holze, so zu sagen, an den Gelenken der Reißer das sogenannte Auge hervor, woraus die Traube entsteht und sich entwickelt, die durch den Saft der Erde und durch die Sonnenwärme wachsend anfänglich von sehr herbem Geschmack ist, später aber, wenn sie gereift, einen sehr süßen Geschmack bekommt. Sie ist in Weinlaub gehüllt und hat somit eine mäßige Wärme,

und schützt sich gegen die allzu große Sonnenhitze. Wie süß ist dann ihre Frucht für den Geschmack, wie reizend für das Auge!

Nicht allein die Nützlichkeit des Weinstocks, sondern auch sein Bau und seine Beschaffenheit macht mir Freude, die Ordnungen der Stützen, die jochartige Zusammenfügung der Pfähle, das Anbinden und Verpflanzen der Stöcke, und theils die oben genannte Beschneidung der Paten (Ableger), theils ihre Einsenkung. Wozu soll ich die Bewässerungen, wozu die Umgrabungen und die Umhackungen des Feldes zur Sprache bringen, durch welche die Erde viel fruchtbarer wird? Was soll ich vom Nutzen des Düngers sagen? Ich habe mich schon darüber, in meiner Schrift über die Landwirthschaft, erklärt. Der kenntnißreiche Hesiod hat kein Wort davon gesagt, ob er gleich über den Landbau schrieb. Homer dagegen, der nach meiner Meinung mehrere Jahrhunderte früher lebte, läßt den Laërtes sich die Sehnsucht nach seinem Sohne (Ulysses) dadurch lindern, daß er seinen Acker baut und düngt. Allein nicht blos die Saatfelder und die Wiesen und die Weinberge und die Baumpflanzungen sind es, welche der Landwirthschaft einen angenehmen Reiz geben, sondern auch die Küchengärten, die Obstgärten; sodann auch die Viehweiden, die Bienenkörbe, der bunte Blumenreichthum. Endlich macht nicht blos das Besäen Freude, sondern auch das Einpfropfen, die sinnreichste Erfindung der Landwirthschaft.

16. Ich könnte noch manche Annehmlichkeiten anführen, welche das Landleben gewährt: aber schon das Gesagte ist, wie ich sehe, zu viel und zu lang. Ich rechne aber auf eure

Nachsicht; denn theils aus Eifer für das Landleben habe ich mich zu weit verloren, theils ist das Alter, damit es ja nicht scheine, als wollte ich es von allen Fehlern frei sprechen, von Natur etwas geschwätzig. In dieser Lebensweise brachte Manius Curius, nachdem er über die Samniter, Sabiner und über den Pyrrhus triumphirt hatte, die letzten Tage seines Lebens zu. So oft ich sein Landhaus betrachte — denn es liegt nicht weit von dem meinigen — so kann ich mich nicht genug, theils über die Enthaltsamkeit dieses Mannes, theils über die Sittenzucht jener Zeiten verwundern. Als die Samniter dem Curius, wie er eben am Heerde saß, eine große Summe Goldes brachten, so wieß er sie ab mit den Worten, „es komme ihm nicht rühmlich vor, Gold zu besitzen, sondern über die zu herrschen, welche es besitzen.“ Konnte wohl ein so großer Geist das Greisenalter nicht angenehm machen? Doch ich komme auf die Landleute, um mir selbst nicht ungetreu zu werden. Auf dem Lande lebten damals die Senatoren (Alträthe), ich meine unsere Alten der Vorzeit. So wurde z. B. dem Lucius Quinctius Cincinnatus am Pfluge gemeldet, er sey Dictator geworden; und auf dieses Dictators Geheiß tödtete Cajus Servilius Ahala, Befehlshaber der Reiterei, den nach der Königsherrschaft strebenden Spurius Mälius, indem er ihn vor Ausführung seines Plans überraschte. Von ihren Landhäusern wurden auch Curius und die übrigen Senatoren im den Senat (Altrath) geholt; wovon die, welche sie abholen mußten, Landboten genannt wurden. War also wohl das Greisenalter dieser Männer bedaurenswerth, die am Landbau ihre Freude hatten? Wenigstens meiner Meinung nach dürfte vielleicht

kein Leben glücklicher seyn, nicht nur wegen seiner Verdienstlichkeit, insofern der Landbau für das ganze Menschengeschlecht heilsam ist, sondern auch wegen des reichlichen und sättigenden Ueberflusses an allen Dingen, die zur Nahrung der Menschen und zum Dienste der Götter gehören; weswegen wir uns, weil dieß doch Manche wünschen, mit der Sinnlichkeit wieder aussöhnen. Immer ist der Wein- und Oelkeller, so wie die Speisekammer eines fleißigen und guten Herrn gefüllt, und sein Landhaus mit Allem reichlich versorgt. Es hat Ueberfluß an Schweinen, Ziegen, Lämmern, Hühnern, an Milch, Käse und Honig. Ferner nennt der Landmann den Garten seine zweite Speckseite. Sodann werden diese Vergnügungen noch mehr durch Vogelsang und Jagd in Feierstunden gewürzt.

Was soll ich von dem Grün der Wiesen, oder von den Baumgängen [Alleen], oder von der Schönheit der Wein- und Oelgärten sagen? Ich will mich kurz fassen. Es kann nichts Ergiebigeres, es kann keinen schönern Anblick geben, als ein gut angebautes Ackerfeld, für dessen Genuß das Greisenalter nicht nur kein Hinderniß, sondern sogar ein lockendes Reizmittel ist. Denn wo kann dieses Alter sich theils im Sonnenscheine, theils am Feuerherd besser erwärmen, oder sich dagegen im Schatten, oder im Bade gesünder abkühlen, als auf dem Lande? Für sich mögen sie (die jungen Leute) denn ihre Waffenübungen, für sich ihre Pferde, für sich die Keule, für sich das Ballspiel, für sich ihre Schwimmübungen und ihr Wettrennen behalten, wenn sie nur uns Alten das Knöchel- und Würfelspiel von ihren vielen Spielen noch übrig lassen, und zwar nur eines von beiden, wel-

ches sie wollen, weil ja doch ohne jene Spiele das Greisenalter glücklich seyn kann.

17. Xenophon's Schriften sind zu manchen Dingen sehr nützlich. Leset sie doch ja fleißig, wie ihr es ohnehin thut. Wie ausführlich wird von ihm der Landbau in dem Buche gepriesen, welches von der Führung der Haushaltung handelt, und den Titel Oekonomikus führt! Zum Beweis, daß ihm nichts eines Königes so würdig erscheint, als die Beschäftigung des Landbaues, läßt er (in diesem Buche) den Sokrates folgende Anekdote dem Kritobulus mittheilen: „Der jüngere Cyrus, König von Persien, habe sich, als der Lacedämonier Lysander, ein Mann von den trefflichsten Eigenschaften, zu ihm nach Sardes kam, und ihm Geschenke von seinen Bundesgenossen brachte, gegen Lysander überhaupt sehr herablassend und freundlich bewiesen, und ihm einen sorgfältig angesäeten und eingehegten Landstrich gezeigt. Lysander bewunderte den hohen und schlanken Wuchs der Bäume, und die in fünffache Schicht gereiheten Alleen, den tüchtig bearbeiteten und gereinigten Boden und das liebliche Blumengedüfte; und äußerte jetzt, er wundere sich nicht blos über den geschmackvollen Fleiß, sondern auch über die Geschicklichkeit des Mannes, der Alles dieses ausgemessen und eingetheilt habe. Cyrus gab ihm zur Antwort: „Ich selbst habe Alles dieses ausgemessen; mein Werk sind die Ordnungen (Reihen), mein Werk die Eintheilung. Von meiner Hand sind auch viele dieser Bäume hier gepflanzt worden.“ Jetzt betrachtete Lysander das Purpurkleid des Königs, den Glanz seines Körpers, und seinen von Gold und Edelsteinen prangenden Perserschmuck; und hier entfiel ihm die Aeußerung:

„Ja mit Recht preiset man dich glücklich, Cyrus, da sich mit deiner Tugend auch das Glück gepaart hat.“

Eines solchen Glücks können also auch Greise genießen; und das Alter ist kein Hinderniß, die Liebe für so manche Gegenstände, besonders aber die Liebe zum Landbau bis zur Grenze des Lebens zu unterhalten. Diese Liebe für den Landbau behielt Marcus Valerius Corvus bis zum hundertsten Lebensjahre. Seine Jugend war schon lange vorüber, als er auf dem Lande lebte, und dasselbe baute. Zwischen seinem ersten und sechsten Consulate verstrichen sechs und vierzig Jahre. So groß also nach den Bestimmungen unsrer Vorfahren der Zeitraum des Menschenalters bis zum Anfang des Greisenalters ist, so groß war bei ihm die Laufbahn der Ehrenstellen; und sein höchstes Alter war um so glücklicher als sein mittleres, weil er dort mehr galt und weniger zu thun hatte.

Die Krone des Greisenalters aber ist das Ansehen. Wie groß war das Ansehen des Lucius Cäcilius Metellus! Wie groß das Ansehen des Atilius Calatinus, auf den jener in seiner Art einzige Lobspruch sich bezieht: „Die meisten Völker stimmen darin überein, daß er der erste Mann des Volkes gewesen.“ Bekannt ist die poetische Inschrift auf seinem Grabe. Mit Recht gilt also der Mann als ehrwürdig, über dessen Lob nur Eine Stimme herrschte. Welchen Mann sahen wir an Lucius Crassus, der erst kürzlich Oberpriester war, späterhin an Marcus Lepidus, der mit demselben Amte bekleidet war! Was soll ich von (Lucius) Paulus, oder von (Scipio) dem Afrikaner sagen, oder von dem bereits erwähnten (Fabius) Maximus? Männer, deren Abstimmung

nicht nur, sondern auch deren Wink schon Ansehen und Gewicht hatte. Das hohe Alter, besonders wenn es Ehrenstellen bekleidet hat, genießt eines Ansehens, welches von höherem Werthe ist, als alle sinnlichen Genüsse der Jugend.

18. Aber vergesset ja nicht, daß ich, so oft ich auf diesen Gegenstand zu sprechen komme, nur ein solches Greisenalter rühme, wozu eine löblich verlebte Jugend den Grund gelegt hat. Dadurch bewährt sich der Ausspruch, den ich schon einmal mit allgemeinem Beifall gethan habe, daß dasjenige Greisenalter beklagenswerth sey, welches sich durch Worte zu vertheidigen nöthig habe. Nicht graue Haare, nicht Runzeln können auf einmal das Ansehen an sich reißen. Nein! ein tugendhaft durchlebtes früheres Alter genießt hier die letzten Früchte des Ansehens. Gerade solche Dinge, die unbedeutend und gewöhnlich scheinen, sind ehrenvoll für den Greis, z. B. daß man ihm Besuche abstattet, daß man seinen Umgang sucht, daß man ihm aus dem Wege geht, daß man vor ihm aufsteht, daß man ihn von und nach Hause begleitet, daß man ihn um Rath fragt: lauter Auszeichnungen, die man bei uns und auch in andern Staaten um so sorgfältiger beobachtet, je gesitteter diese sind. Der Lacedämonier Lysander, dessen ich kurz zuvor Erwähnung gethan, soll öfters gesagt haben, Lacedämon sey der ehrenvollste Wohnsitz für das Greisenalter. Und wirklich erweist man nirgends dem hohen Alter so viel Achtung, nirgends ist es so geehrt. Ja! es findet sich sogar folgende geschichtliche Ueberlieferung vor: Zu Athen wurde bei den (panathenäischen) Spielen einem alten Manne, der in das Schauspiel gekommen war, in der vollen Versammlung nirgends von seinen Mitbürgern

ein Platz eingeräumt. Als er aber zu den Lacedämoniern hintrat, die als Gesandte an einem besonderen Platze saßen, so erhoben sich alle, und räumten ihm einen Sitz ein. Vielfach war der Beifall, der ihnen von der ganzen Versammlung zugeklatscht wurde, wobei jedoch Jemand äusserte: „Die Athener wissen zwar wohl, was recht ist, sie selbst aber wollen es nicht thun."

Unser Kollegium (der Augurn) hat überhaupt vortreffliche Anordnungen. Wir meinen hier aber besonders diejenige, welche darin besteht, daß der Aeltere immer seine Stimme zuerst geben darf, und daß die ältern Augurn nicht allein den höhern Staatsdienern, sondern auch den höchsten regierenden Obrigkeiten im Range vorgehen. Welche sinnliche Vergnügungen sind nun wohl mit den Belohnungen des Ansehens zu vergleichen? Wer diese Belohnungen auf eine glänzende Weise genossen hat, der scheint mir die Rolle seines Lebens glücklich ausgespielt zu haben, und nicht gleich ungeübten Schauspielern im letzten Akt durchgefallen zu seyn. — „Aber das Alter ist mürrisch, ängstlich, jähzornig, ungefällig, und, wenn wir weiter forschen, habsüchtig." Allein dieß sind Fehler des Charakters, nicht des Greisenalters. Uebrigens hat doch das mürrische Wesen nebst den andern genannten Fehlern einige Entschuldigung für sich, freilich keine ganz befriedigende, gleichwohl eine solche, die nicht ganz verwerflich ist. Greise glauben, man schätze sie gering, man sehe auf sie herab, man verspotte sie. Zudem ist bei einem gebrechlichen Körper alles Anstößige empfindlich. Doch alle diese Fehler können durch gute Sitten und wissenschaftliche Bildung gemildert werden; und dieß bemerkt man theils im wirk-

lichen Leben, theils auf der Bühne an jenen „Brüdern," welche in den Adelphen (bei Terenz) vorkommen. Wie rauh ist der Eine, wie sanft der Andere. So verhält sich auch die Sache. Denn, so wie nicht jeder Wein mit dem Alter sauer wird, so wird auch nicht bei jedem Menschen das Alter sauer. Den Ernst lobe ich am Greisenalter, aber wie alles Andere, in gehörigem Maaß; unfreundliches Wesen dagegen auf keine Weise. Was jedoch der Geiz im Greisenalter bezwecken will, begreife ich nicht. Denn kann wohl etwas ungereimter seyn, als um so mehr Reisegeld zu suchen, je näher das Ziel der Wanderschaft des Lebens ist?

19. Noch ist der vierte Grund übrig, der unser Alter am meisten in Bekümmerniß und Angst hält, die Annäherung des Todes, der wohl vom Greisenalter nicht weit entfernt seyn kann. O wie beklagenswerth ist der Greis, der in einem so langen Leben nicht einsehen gelernt hat, daß man den Tod nicht zu achten hat! Entweder haben wir den Tod mit Gleichgültigkeit zu betrachten, wenn er das Leben der Seele ganz auslöscht; oder ist er sogar wünschenswerth, wenn er dieselbe zu einem ewigen Leben führt. Ein dritter Fall ist doch wohl nicht möglich. Was soll ich also fürchten, wenn ich nach dem Tode entweder nicht unglücklich, oder sogar noch glückselig seyn werde? Und doch — wer ist so thöricht, mit Gewißheit sich zu überreden, daß er, wenn auch noch so jung, bis an den Abend leben werde? Ja! dieses Jugendalter ist noch mehrern Todesgefahren ausgesetzt, als das Greisenalter. Junge Leute erkranken leichter, sie liegen gefährlicher darnieder; ihre Behandlung ist mit verdrüßlicherer Mühe verbunden. Daher kommt es, daß nur Wenige

ein hohes Alter erreichen; wäre dieß nicht der Fall, so würde man sein Leben besser und vernünftiger einrichten. Verstand, Einsicht und kluger Rath sind bei den Greisen; und hätte es keine Greise gegeben, so gäbe es auch keine Staatsvereine.

Doch ich komme auf den bevorstehenden Tod zurück. Wie kann man daraus, daß der Tod dem Alter droht, dem letztern eine Anschuldigung machen? denn diese träfe, wie Ihr sehet, auch das Jugendalter. Ich habe theils an meinem trefflichen Sohne, theils besonders an deinen Brüdern, Scipio, welche zu der Erwartung des künftigen Besitzes der höchsten Ehrenstellen schon berechtigt hatten, die Erfahrung gemacht, daß der Tod jedem Lebensalter gemein ist. „Der Jüngling hat aber doch die Hoffnung auf ein langes Leben, die dem Greise nicht zu Theil werden kann.“ Seine Hoffnung wäre unvernünftig; denn es giebt keine größere Thorheit, als wenn man das Ungewisse für gewiß, das Falsche für wahr hält. „Der Greis hat in diesem Fall gar keinen Grund zur Hoffnung.“ Aber er ist um so viel besser daran, als der Jüngling, weil er das, was dieser noch hofft, schon erreicht hat. Der Jüngling wünscht lange zu leben; der Greis hat schon lange gelebt. Wiewohl, ihr guten Götter, was heißt denn lange im menschlichen Leben? Denn man setze auch das äußerste Lebensziel; wir wollen uns selbst auf das Alter des Königes von Tartessus *) Rechnung machen. Es war nämlich, wie ich geschrieben finde, zu Gades (Cadix) ein gewisser Arganthonius, der achtzig Jahre regierte und

*) Nach Einigen die Gegend um Sevilla in Spanien, am Guadalquivir gelegen.

hundert und zwanzig Jahre lebte. Aber mir kommt nichts lange vor, was irgend ein bestimmtes Ziel hat. Denn wenn das Ziel da ist, dann ist das Vergangene schon verflossen. Nur das bleibt als Gewinn übrig, was man durch Tugend und edle Handlungen sich erworben hat. Stunden, Tage, Monate, Jahre schwinden dahin; und die Vergangenheit kehrt nie wieder; und was folgen wird, kann man nicht wissen; und Jeder muß sich mit dem Zeittheil begnügen, der ihm zum Leben vergönnt ist. Denn so wenig ein Schauspieler, um zu gefallen, ein ganzes Stück durchzuspielen braucht, wenn er nur, in welchem Akt er auch auftritt, sich Beifall erwirbt, eben so wenig braucht ein Weiser auszuleben, um das verdiente Lob zu erndten.

Eine kurze Lebenszeit ist lang genug, um sittlich gut zu leben. Wenn man aber einen längern Weg des Lebens sollte zurückgelegt haben, so hat man dieß eben so wenig zu bedauern, als der Landmann es bedauert, wenn die liebliche Frühlingszeit vergangen ist, und nun der Sommer und Herbst kommt. Der Frühling ist gleichsam ein Bild der Jugend, und weist uns auf die zu erwartenden Früchte; die übrigen Jahrszeiten sind zum Einsammeln und Genuß der Früchte geeignet. Die Frucht des Greisenalters aber besteht, wie ich schon oft bemerkt habe, in der Erinnerung und im reichen Besitz früher erworbener Güter. Als ein Gut muß man aber alles betrachten, was naturgemäß erfolgt. Was ist aber dem Naturlauf angemessener, als die Erfahrung, daß Greise absterben? dieß widerfährt ja doch auch jungen Leuten, selbst mit Sträuben und Widerstand der Natur.

Der Tod junger Leute kommt mir gerade vor, wie wenn die Wuth der Flamme mit einem Schwall von Wasser gedämpft wird; der Tod alter Leute aber, wie ein Feuer, welches von selbst ohne Anwendung äußerer Gewalt sich verzehrt und erlöscht. So wie ferner das Obst, wenn es noch unreif ist, nur mit Gewalt von den Bäumen abgerissen wird, wenn es aber zeitig und durch die Sonne gereift ist, abfällt, eben so nimmt jungen Leuten die Gewalt, alten die Reife das Leben. Und diese Zeit der Reife ist mir so angenehm, daß ich, je näher ich dem Tode rücke, gleichsam Land zu sehen glaube, wo ich nach langer Fahrt endlich einmal in den Hafen einlaufen kann.

20. Jedes Lebensalter hat seine bestimmte Grenze, nur das Greisenalter nicht; und man lebt in dem letztern so lange glücklich, als man seine berufsmäßige Thätigkeit noch üben und behaupten kann, ohne dabei eine Furcht vor dem Tode zu haben. Daher kommt es, daß das Greisenalter mehr Herz und Muth hat, als die Jugend. Dieß ist der Sinn der Antwort Solon's, die er dem Tyrannen Pisistratus gab. Als ihn dieser fragte, auf was er denn bei dem kühnen Widerstande, den er ihm leiste, sein Vertrauen und seine Hoffnung setzte, so gab er zur Antwort: „auf das Alter.“ — Das ist das beste Lebensende, wo bei ungeschwächten Geisteskräften und gesunden Sinnen dieselbe Natur ihr Werk auflöst, die es zusammengefügt hat. Denn so wie der Baumeister das Schiff oder das Haus, welches er gebaut, am leichtesten wieder niederreißen kann, so kann auch die Natur den Menschen, den sie zusammengefügt, am besten wieder auflösen. Nun aber läßt sich Alles, was frisch zusammen-

gefügt ist, mit Mühe, was schon alt ist, leicht trennen. Daraus folgt, daß die Greise nicht nöthig haben, sich nach jenem kurzen Lebensrest gierig zu sehnen, oder ohne Ursache ihn aufzugeben; und Pythagoras verbietet, ohne Geheiß des Oberfeldherrn, d. h. ohne Geheiß der Gottheit, den Posten und die Wache des Lebens zu verlassen. Es gieb eine Grabschrift von dem weisen Solon, worin er sagt, er wünsche nicht, daß sein Tod unter seinen Freunden keine Schmerzen und Thränen verursache. Er wollte, glaube ich, den Seinen werth und theuer seyn. Aber vielleicht hat Ennius sich besser ausgedrückt:

> Niemand soll mich mit Thränen beehren, noch folgen der Leiche Weinend!

Er ist demnach der Meinung, man dürfe über den Tod nicht trauern, weil auf ihn die Unsterblichkeit folge.

Sollte ferner (und dieß ist wohl möglich) ein Bewußtseyn im Sterben statt finden, so ist es doch nur von kurzer Dauer, zumal bei den Greisen. Nach dem Tode ist das Bewußtseyn entweder etwas Wünschenswerthes, oder hört es ganz auf. Allein dazu müssen wir uns von Jugend auf durch Nachdenken vorbereiten, daß wir den Tod mit einer solchen Gleichgültigkeit betrachten lernen. Ohne diese Vorbereitung kann Niemand ruhigen Gemüths seyn. Der Tod ist einmal uns Allen gewiß; ungewiß ist dabei blos, ob heute noch. Wenn man sich vor diesem zu jeder Stunde bevorstehenden Tode fürchtet, wie kann man da eine feste Gemüthsruhe behaupten?

Es wird hier keiner langen Erörterung bedürfen, insofern ich mich nur erinnern darf, nicht an einen Lucius Bru-

tus, der im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes sein Leben verlor; nicht an die zwei Decier, die, um eines freiwilligen Todes zu sterben, ihre Pferde zum raschen Laufe spornten; nicht an Marcus Atilius, welcher der Hinrichtung entgegengieng, um sein dem Feinde gegebenes Wort zu halten; nicht an die zwei Scipionen, die den Puniern den Weg mit ihren eigenen Leibern versperrten; nicht an deinen Großvater Lucius Paulus, der die Verwegenheit seines Amtsgenossen bei der schimpflichen Niederlage von Cannä mit dem eigenen Leben gebüßt; nicht an Marcus Marcellus, dem nicht einmal der grausamste Feind nach seinem Tode die Ehre des Begräbnisses verweigern konnte: sondern daran, daß sogar unsere Legionen, was ich in meiner Urgeschichte beschrieben habe, oft mit freudigem und muthigem Herzen an den Ort gegangen sind, von wo sie an keine Rückkehr mehr dachten. Ueber was sich nun junge Leute, und noch dazu nicht blos ungebildete, sondern auch rohe Landleute hinwegsetzen können, davor sollten Greise von Bildung sich fürchten? Ueberhaupt die meistens eintretende Sättigung in allen Lieblingsneigungen bewirkt auch, daß man des Lebens satt wird. Die Kindheit hat ihre Lieblingsneigungen. Sehnt sich nun nach diesen auch noch der Jüngling? Auch der Jüngling hat seine eigenen. Verlangt nach diesen auch das gesetztere Alter, welches man das mittlere nennt? Auch dieses Alter hat die seinen; der Greis fragt nicht einmal darnach. Und zuletzt hat auch das Greisenalter seine Lieblingsneigungen. So wie also die Lieblingsneigungen der früheren Lebensperioden aufhören, so hören auch die des Greisenalters auf.

Tritt das letztere ein, so führt die Sättigung des Lebens den reifen Augenblick des Todes herbei.

21. Ich sehe nicht ein, warum ich es nicht wagen soll, Euch meine Gedanken über den Tod mitzutheilen. Denn ich glaube hier um so weiter zu sehen, je näher ich dem Tode bin. Ich bin überzeugt, mein Publius Scipio und du, Cajus Lälius, daß eure Väter, einst die angesehensten Männer und meine vertrautesten Freunde, leben, und zwar ein solches Leben, welches allein den Namen Leben verdient. Denn so lange wir in das Gefüge des Körpers eingeschlossen sind, haben wir im Dienste des Verhängnisses einen schweren Beruf zu erfüllen. Die himmlische Seele ist nämlich aus ihrem erhabenen Wohnsitz herabgestoßen und gleichsam auf die Erde gesenkt worden, an einen Ort, der sich mit ihrem göttlichen und ewigen Wesen gar nicht verträgt. Allein die unsterblichen Götter haben, glaube ich, die unsterblichen Seelen deswegen in menschliche Leiber verpflanzt, damit es Wesen gäbe, welche die Welt (nach allen ihren Theilen) betrachteten, und beim Hinblick auf die Ordnung der Himmelskörper diese selbst auch durch regelmäßige Gleichförmigkeit des Lebens nachahmten. Zu dieser Ueberzeugung hat mich nicht blos eigene Forschung und Untersuchung geführt, sondern auch der berühmte Name und das Ansehen der größten Weltweisen. Ich hörte, daß Pythagoras und die Pythagoräer, die beinahe unsere Landsleute waren, nie daran gezweifelt haben, daß unsere Seelen Theile der allgemeinen Weltseele wären. Es wurde mir überdieß erzählt, was Sokrates am letzten Tage seines Lebens von der Unsterblichkeit der Seelen gesprochen hätte, — er, der durch Apollo's Orakelspruch

für den Weisesten aller Sterblichen erklärt worden war. Kurz, meine Ueberzeugung, wie meine Ansicht geht dahin: Da der Seele eine so rasche Thätigkeit, eine so lebhafte Erinnerung an die Vergangenheit und ein so heller Blick in die Zukunft zukommt; da so viele und so schwer zu erlernende Wissenschaften, so viele Erfindungen ihr Eigenthum sind, so kann sie als ein so viel umfassendes Wesen nicht sterblich seyn. Da ferner die Seele in steter Bewegung ist, und die Grundursache ihrer Bewegung blos in sich selbst hat, so wird diese Bewegung auch nicht aufhören, weil sie sich nie selbst verlassen kann. Und da das Wesen der Seele einfach, und nichts Ungleichartiges und Unähnliches ihr beigemischt ist, so ist sie auch nicht theilbar; und ist sie das nicht, so ist sie auch nicht der Vernichtung unterworfen. — Als ein starker Beweis, daß die Menschen das Meiste schon wußten, ehe sie geboren waren, mag das gelten, daß Kinder, wenn sie schwere Künste erlernen, unzählige Gegenstände so schnell ergreifen, daß sie dieselben nicht jetzt erst aufzufassen, sondern blos vermittelst der Erinnerung in sich zu erneuern scheinen. So unser Plato.

22. Bei Xenophon spricht der ältere Cyrus auf dem Sterbebette folgende Worte:

„Glaubet ja nicht, meine theuersten Söhne, daß ich, wenn ich mich von euch getrennt habe, nirgends mehr seyn, oder daß mein Daseyn ganz aufhören werde. Ihr sahet meine Seele ja auch nicht, so lange sie noch bei euch war; ihr schloßet blos aus den Handlungen, die ich verrichtete, auf ihr Daseyn in diesem Körper. Glaubet daher, daß sie noch als ebendieselbe fortdaure, wenn ihr sie auch nicht mehr sehet.

Auch würden solche Ehrenbezeugungen berühmten Männern nach ihrem Tode nicht forthin zu Theil werden, wenn ihre Seelen nichts bewirkten, was ihr Andenken länger bei uns erhielte. Ich wenigstens konnte mich nie davon überzeugen, daß die Seele, nur so lange sie im menschlichen Körper wohnt, lebe; wann sie aber denselben verlassen hat, absterbe. Ebenso wenig davon, daß die Seele die Vernunft verliere, wenn sie aus dem vernunftlosen Körper geschieden ist. Vielmehr glaubte ich, daß die Seele dann erst weise werde, wann sie von aller Beimischung des Körpers frei, rein und lauter zu seyn anfängt. Ferner wenn sich die Natur des Menschen im Tode auflöst, so sieht man doch, wohin alle sonstigen Theile kommen, dorthin nämlich, woraus sie hervorgiengen: nur allein die Seele sieht man nicht, weder so lange sie dem Körper einwohnt, noch wenn sie aus ihm scheidet. Endlich wisset ihr doch, daß nichts dem Tode so ähnlich ist, als der Schlaf. Nun aber beurkundet die Seele vorzüglich im Schlaf ihre göttliche Abkunft; denn sie wirft, wenn sie abgespannt und frei ist, Blicke in die Zukunft. Daraus kann man auf den Zustand schließen, in welchem sie sich befindet, wann sie die Bande des Körpers gänzlich abgestreift hat. — Wenn dem nun wirklich so ist, so verehret mich hinfort wie eine Gottheit; muß aber die Seele zugleich mit dem Körper vergehen, so werdet ihr doch aus Ehrfurcht gegen die Götter, welche dieses schöne Weltall erhalten und regieren, mein Andenken in frommer Liebe und unverbrüchlicher Treue bewahren."

23. So sprach der sterbende Cyrus. Wir wollen jetzt, wenn es euch beliebt, meine Ansichten ins Auge fassen. Niemand wird mich, mein Scipio, überzeugen können, daß dein

Vater Paulus, oder deine zwei Großväter Paulus und Africanus, oder der Vater und der Oheim des Letztern, oder endlich so viele vortreffliche Männer, die ich nicht aufzuzählen brauche, so Großes gewagt hätten, um ihr Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen, wenn sie nicht im Geiste vorausgesehen hättten, daß die Nachwelt mit ihnen in Verbindung stehe. Oder glaubst du — um auch von meiner Person nach Art der Greise etwas zu rühmen — ich hätte so viele Beschwerden bei Tag und bei Nacht, im Kriege und im Frieden, auf mich genommen, wenn ich meinen Ruhm auf dieselben Grenzen, wie mein Leben, beschränken zu müssen vermeinte? Wäre es in diesem Fall nicht viel besser gewesen, mein Leben in Geschäftslosigkeit und Ruhe, ohne Arbeit und Anstrengung, hinzubringen? Aber meine Seele strebte auf eine mir unerklärliche Weise aufwärts, und warf ihre Blicke stets so auf die Nachwelt, wie wenn sie dann erst leben würde, wann sie das Leben verlassen hätte. Wenn nun die Seelen nicht wirklich unsterblich wären, so würde nicht des Menschen Seele, je edler er ist, desto mehr nach Unsterblichkeit des Ruhmes emporstreben. Ja! je weiser der Mensch ist, eine desto größere Ruhe beweist er im Sterben, je thörichter, eine desto größere Unruhe. Ist dieß nicht ein Beweis, daß die Seele, welche mehr und weiter sieht, auch sehen muß, daß sie in einen bessern Zustand übergeht; was der Kurzsichtige nicht sieht? Ich wenigstens fühle mich hingerissen von Verlangen, eure Väter, die ich schätzte und liebte, einst zu sehen; und ich wünsche nicht blos in die Gesellschaft derer zu kommen, die ich selbst kannte, sondern auch derer, von denen ich gehört, gelesen und selbst auch geschrie-

ben habe. Von der Wanderung dahin würde man mich nicht so leicht abhalten, noch mich, wie Pelias, *) durch Kochen wieder verjüngen. Und wollte mir ein Gott die Gnade erzeigen, und mich aus diesem Alter wieder in die Kindheit umkehren, und in der Wiege wimmern lassen, so würde ich gar sehr mich weigern. Es läge ja nicht in meinem Wunsche, nach vollendeter Laufbahn vom Ziel wieder an die Schranken zurückgeführt zu werden. — Welches sind denn die Gemächlichkeiten des Lebens? Sind es nicht vielmehr Mühseligkeiten? Aber mag es auch Gemächlichkeiten haben, so hat es doch auch seine Sättigung, sein Maas und Ziel. Ich zwar mag das Leben nicht bejammern, wie es schon viele und noch dazu gelehrte Männer gethan haben; auch ist es mir nicht leid, gelebt zu haben; denn ich habe so gelebt, daß ich glaube, nicht umsonst geboren worden zu seyn; und ich scheide aus dem Leben, wie aus einem Gasthause, nicht wie aus einem eigentlichen Wohnhause. Denn nach der Bestimmung der Natur sollen wir hienieden nur eine Zeitlang einkehren, nicht aber eine bleibende Wohnstätte haben. —

---

*) Pelias, König in Thessalien, Bruder des Aeson, entzog Jason, dem Sohne des Letztern, das väterliche Reich, und schickte ihn nach Kolchis, das goldne Vließ zu holen. Nach Jason's Rückkehr versprach Medea Pelias Töchtern, ihren Vater wieder jung zu machen. Die Letztern zerstückelten daher ihren Vater, und kochten ihn mit den von Medea gereichten Zauberkräutern. Es war umsonst. Die Töchter des Pelias waren grausam bethört; denn Medea hatte blos ihren Gemahl Jason an dem Oheim rächen wollen.

O des herrlichen Tages, wo ich aus diesem Gewühle und Schlamme der Welt scheiden, und in jene göttliche Versammlung und Gesellschaft der Geister übergehen werde! Denn ich komme dann nicht allein zu den Männern, von denen ich oben gesprochen, sondern auch zu meinem Cato, dem edelsten Menschen, dem zärtlichsten Sohne, zu ihm, dessen Leichnam ich verbrannte; ein Dienst, den freilich er dem meinigen hätte erweisen sollen. Doch sein Geist, nicht entweichend, sondern öfters nach mir sich umsehend, ist gewiß in jene Gefilde gewandert, wohin, wie er wohl voraussah, auch ich kommen werde. Wenn ich den Unfall seines Todes standhaft zu ertragen schien, so geschah dieß nicht so ganz mit eigentlicher Gelassenheit; sondern ich tröstete mich mit dem Glauben, daß diese Trennung und Scheidung nicht von langer Dauer seyn werde.

Durch solche Vorstellungen, mein Scipio — denn dieß war es ja, worüber du dich mit Lälius zu wundern pflegtest — wird mir mein Alter leicht, und nicht nur nicht beschwerlich, sondern sogar angenehm. Wenn ich auch in meinem Glauben an die Unsterblichkeit der Seelen irre, so irre ich gerne, und ich mag mir diesen Irrthum, an dem ich Vergnügen finde, nicht gewaltsam entreißen lassen. Wenn nach dem Tode, wie einige unbedeutende Philosophen glauben, mein Bewußtseyn aufhört, so habe ich doch nicht zu befürchten, daß die Philosophen nach ihrem Tode diesen meinen Irrthum spöttisch belächeln. Sind wir aber auch nicht unsterblichen Wesens, so ist es für den Menschen doch wünschenswerth, daß sein Leben zu seiner Zeit aufhöre. Denn

die Natur hat, wie Allem, so auch dem Leben sein Ziel gesetzt. Das Alter aber führt das Leben, wie ein Schauspiel, zum Schluß. Wir müssen es zu vermeiden suchen, daß dieses Spiel nicht ermüde, besonders wenn wir satt sind.

Dieß sind meine Gedanken über das Greisenalter, die ich dir mittheilen konnte. Möchtet ihr doch dieses Alter erreichen, damit ihr das, was ihr aus meinem Munde vernommen, durch eigene Erfahrung bestätigen könntet!

Lälius
oder
von der Freundschaft.

Einleitung.

Cicero's Cato und Lälius wurden bisher meist als Zwillingsbrüder behandelt, und vereint, sowohl im Original, als auch in Uebersetzungen, unter's Publikum gebracht. Auch wir verbinden diese beiden Schriften mit einander, die, wenn nicht dem Inhalt, doch der Form und der chronologischen Beziehung nach wirklich zu einander zu gehören scheinen. Beide sind dem Titus Pomponius Atticus gewidmet, und finden in dem persönlichen Verhältnisse des Letztern zum Verfasser ihre Rechtfertigung. Es war ein naheliegender Gedanke, wenn in den Stunden des von der öffentlichen Wirksamkeit zurückgezogenen Lebens der Greis dem Greise, und der Freund dem Freunde zur gegenseitigen Erheiterung und Unterhaltung seine Ansichten über das Greisenalter und über die Freundschaft mittheilte. Beide Schriften sind dialogisirend, doch so, daß im Fortgang des Gesprächs Eine Per=

son den Faden der Rede auffaßt, und bis an's Ende fortführt. Diese Hauptrolle des Dialogs ist in der Schrift über das Greisenalter dem bejahrten Marcus Porcius Cato, in der über die Freundschaft dem feinfühlenden Cajus Lälius zugetheilt; und die gewählten Charactere harmoniren vollkommen mit der Rolle, die ihnen angewiesen ist. In beiden Dialogen treten endlich drei redende Personen auf, im erstern zwei junge Männer, Publius Scipio Africanus der Jüngere, und Cajus Lälius, und ein Greis Marcus Porcius Cato; im letztern vorliegenden Cajus Fannius, Quintus Mucius Scävola und Cajus Lälius. Die beiden Erstern waren die Schwiegersöhne des Letztern.

Cajus Fannius ist der Verfasser jener von Cicero wegen ihrer Anmuth und von Sallust wegen ihrer Glaubwürdigkeit gepriesenen Annalen. Er bekleidete die Quästur (617) und Prätur, und that in Africa unter dem jüngern Africanus, in Spanien unter dem Servilianus Kriegsdienste. Als ein Schüler des Panätius huldigte er der stoischen Schule, deren reine Grundsätze jedoch nicht so viel Macht über sein Gemüth äußerten, daß er es hätte seinem Schwiegervater Lälius verzeihen können, wenn dieser den andern Schwiegersohn Scävola, der seine jüngere Tochter geheirathet hatte, bei der Augurwahl vorzog.

Quintus Mucius Scävola, zum Unterschied von dem gleichnamigen und gleichzeitigen Scävola Pontifex, Augur genannt, war mit Lälia, der jüngsten Tochter des Cajus Lälius, vermählt, der ihm eben zur Augurwürde verhalf. Als Prätor (632) und Statthalter in Asien gewann er so viel Liebe und Hochachtung, daß ihm bald das Consulat (636) zu Theil wurde. Sein rastloser, mit unbestechlicher Redlichkeit gepaarter, Eifer im Staatsdienst, seine umfassende Kenntniß der Rechtswissenschaft, ein Erbgut der Mucischen Familie, wirkten noch fruchtbar im hohen Alter. Selbst noch im Marsischen Kriege gestattete er sich keine Ruhe, und in den blutigen Stürmen, die der Kampf zwischen Sulla und Marius in Rom aufgeregt, hielt er es schon deshalb mit den Letztern, weil seine Tochter mit dem jüngern Marius verheirathet war.

Cajus Lälius, ein Busenfreund und Lagergenosse des jüngern Scipio Africanus, gehörte unter die seltenen Römer seiner Zeit, in denen feinere geistige Bildung und humane Sitte das rauhe Wesen des kriegerischen Römergeistes gemildert hatte. Diogenes, der Stoiker, und Panätius, welche einige Zeit in Rom selbst durch die Lehren der Griechischen Weisheit die Römische Jugend zu bilden gesucht, wußten

ihn für die stoische Philosophie zu gewinnen. Das eifrige Studium der Griechischen Literatur hatte seinen von Natur für alles Schöne und Edle empfänglichen Geist so gebildet, und die strengen Grundsätze der Stoa, denen er durch sein heiteres und sanftes Gemüth eine mildere Deutung zu geben wußte, waren bei ihm so innig in das praktische Leben und Handeln verwebt, daß ihm seine Zeitgenossen das ehrenvolle Prädikat des Weisen ertheilten.

Anerkannt genug ist der Werth auch dieser Abhandlung, und sie bedarf keiner Anpreisung. In Allem, was Cicero über die Freundschaft sagt, spricht sich der Geist und das Gemüth des feinfühlenden Philosophen und Staatsmannes auf eine überzeugende und edle Art aus; und Freiherr von Gagern *) verdient gewiß die allgemeine Zustimmung, wenn er in Beziehung auf diese Schrift das Urtheil fällt, „Cicero habe mit tiefem Blicke in das menschliche „Herz den Werth der Freundschaft und ihre Grade „abgewogen, und wie, es recht sey, mit vordringen„der Vaterlandsliebe."

Um zuerst die Form dieses Dialogs zu berühren, so bewundern wir auch hier die kunstvolle und ele-

*) Siehe dessen „Resultate der Sittengeschichte rc." I. S. 22.

gante Manier Cicero's im Vortrage des Lälius, die Schönheit und Fülle der Beredsamkeit, mit welcher der Letztere aus dem reichen Schatz des gebildeten Geistes und gefühlvollen Herzens seine Gedanken und Ansichten über das vorliegende Thema mittheilt. Wie angemessen erscheint durchaus die Persönlichkeit des Hauptsprechers im Verhältniß zur Sache! Durch das ganze Gespräch leuchtet uns das Bild eines anspruchslosen, bescheidenen, in Beziehung auf sittliche Gegenstände zartfühlenden Weisen entgegen, der jedoch in der individuellen Verbindung der Freundschaft der höhern und allgemeinern Verpflichtung nie uneingedenk wurde, die den Römischen Staatsbürger an die Interessen seines Vaterlandes kettete. Für einen solchen Mann ziemte sich jene Bewunderung der vollkommenen Freundschaft, und jener Abscheu der Gemeinheit, des Leichtsinns und der Verkehrtheit; für ihn ziemte sich jene treue Freundesliebe neben der treuesten Vaterlandsliebe.

Ganz würdig erscheint die Art und Weise, wie der Dialog eingeleitet wird. Allgemeine Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele, welche an Cato's Schlußrede erinnern, veranlaßt durch den schmerzlichen Tod des jüngern Scipio, des innigsten Freundes unseres Lälius, öffnen den Weg zum Thema des

Dialogs durch die Bemerkung, „die bleibende Rückerinnerung an die Freuden genossener Freundschaft seyen ein süßer Trost beim Verlust unserer Freunde durch den Tod (Cap. 4.).“ Mit Recht hebt Lälius vor allem die Grundbedingung der Freundschaft heraus, die Tugend, indem er sagt, „die wahre Freundschaft sey nur unter guten Menschen gedenkbar.“ Er faßt aber den Begriff in seinem weitesten Umfang, wenn er die Freundschaft als die vollkommenste Harmonie der Seelen in Allem, was Religion und Menschheit betrifft, definirt (Cap. 5.). In dieser Begriffsbestimmung verwahrt sich aber Lälius auf der einen Seite gegen eine überspannt ideale Auffassung der Freundschaft, wie sie zum Theil in der Zeitphilosophie liegen mochte, auf der andern Seite gegen die Freundschaft des ganz alltäglichen gemeinen Lebens. Es ist ihm einzig und allein um die in der Erfahrung wirklich erreichbare vollkommene Freundschaft zu thun, die das seltne Lebensglück einzelner edler Seelen war. Indem Lälius nach Aufzählung der Vortheile der Freundschaft den psychologischen Ursprung derselben verfolgt, verwirft er mit Recht diejenige Theorie, welche entweder aus dem Begriffe der Hülfsbedürftigkeit, oder des sinnlichen Vortheils die Freundschaft ableiten will; und findet in dem natürlichen

Hang zur Geselligkeit, in dem uneigennützigen Trieb der Liebe und des Wohlwollens gegen die Tugend, den wahren und reinen Grund der Freundschaft auf.

Im weitern Gang des Gesprächs heben wir als sehr gelungen die veranlassenden Gründe zur Auflösung der Freundschaften heraus, auf welche sodann die wichtige Frage untersucht wird: wie weit darf die Liebe in der Freundschaft gehen? Diese Frage wird theils negativ, theils positiv beantwortet (Cap. 11 und 12), und nach einigen Zwischenbemerkungen, besonders über die Aehnlichkeit der Charaktere als Stifterin der Freundschaften, erfolgt die nähere Bestimmung der Grenzlinien in der Freundschaft, die zuerst wieder negativ und antithetisch gefaßt ist. Wenn aber unser Verfasser hier den Lälius zu der Behauptung veranlaßt, „man dürfe dem Freund in Fällen äußerster Noth und Gefahr (Cap. 17) selbst den Grundsatz der Wahrheit und des Rechts zum Opfer bringen," so läßt er offenbar zu sehr seine Eigenthümlichkeit als Staats- und Gerichtsredner hervortreten. Die Bestimmung der Grenzlinien in der Freundschaft führt den Verfasser auf speziellere Merkmale und treffliche Verhaltungsregeln der Freundschaft, und am Ende kommt er wieder auf die Tu-

gend als den Grund- und Schlußstein der vollkommenern Freundschaft zurück.

Man hat Cicero darüber getadelt, daß er keine vollständige und geordnete Theorie der Freundschaft gegeben habe. Es ist nicht zu leugnen, daß das vorliegende Werk in dieser Beziehung manche Ausstellungen zuläßt. Man vermißt fast durchgehends eine logische, systematische Exposition des Thema's. Erstlich sind die Grundideen nicht in die gehörige Stellung gebracht; sodann sind manche Dinge unnöthiger Weise wiederholt, und viele Bemerkungen entweder vorangestellt, oder nachgeholt, durch die der Verfasser gegen das logische Gesetz der Klassifikation anstößt. Diese wissenschaftliche Mängel finden aber wohl auch seine Entschuldigung, wenn wir bedenken, daß man die philosophischen Darstellungen des Alterthums nicht mit dem Maßstabe unsrer Zeitbegriffe und Anforderungen an Lehrbücher messen darf. Die alten Philosophen lehrten nicht nach logisch geordneten Compendien. Ihr Vortrag war mehr aphoristisch. Die Sache, nicht die Form, die Praxis, nicht die Theorie hatten sie zunächst im Auge. Im vorliegenden Falle kommt auch die dialogische Form in Betracht. Wenn diese hier gleich nicht ganz durchgeführt ist, weil Lälius

mit dem 5. Capitel das Wort fast ununterbrochen allein führt, so können wir doch aus Xenophon und Plato lernen, wie im Dialoge die Gedanken nicht in logischer Reihenfolge entwickelt, sondern nach dem nähern oder entferntern psychologischen Zusammenhang, oft mit Ueberspringung vieler Zwischenideen verbunden werden. Bringt es nicht schon die Natur des Dialogs, der freier und ungebundener seyn muß, als der akroamatische Vortrag, mit sich, daß zufällige Fragen oder Bemerkungen des Einzelnen vom Thema ab-, und erst auf Umwegen zu demselben wiederum zurückführen? Wir dürfen sodann nicht vergessen, daß in Lälius, Fannius und Scävola keine Lehrer der Philosophie auftreten, sondern praktisch gebildete Staatsmänner, für welche solche Unterhaltungen als Liebhaberei gelten. Für Lälius war nur ein freierer Vortrag geeignet; und wir finden es psychologisch gerechtfertigt, wenn er im Drang des Gefühls und der Phantasie hier und da abschweift und sich zu sehr verliert.

Die Zeit der Abfassung dieser Schrift fällt, da sie (Cap. 1) nach „dem Cato" geschrieben ist, wahrscheinlich in das Jahr 709 nach Erb. d. St. Rom. Die Scene des Gesprächs aber ist in die Zeit unmittelbar nach Scipio Africanus des Jüngern Tod

(Cap. 1), also etwa in das Jahr 624 nach Erb. d. St. R. zu verlegen. Nicht unwahrscheinlich ist es, wie Gellius bemerkt (Att. Nächte I, 3.), daß Cicero bei dieser literarischen Arbeit Theophrast's verloren gegangene Bücher über die Freundschaft benützt habe. Als eine anziehende Parallele zu Cicero's Werk empfehlen wir den Freunden der klassischen Literatur des Sokrates fruchtbare Belehrungen über die Freundschaft bei Xenophon (Denkwürdigkeiten des Sokrates II, 4 — 6.).

Was die bei dieser Uebersetzung benützten literarischen Hülfsmittel betrifft, so erinnern wir mit Dank an die Leistungen von Schütz, Wetzel, Gernhard, Billerbeck und (F. K.) Wolf ꝛc.

I n h a l t.

Veranlassung zur Abfassung dieser Schrift. Cap. 1 — 2. Einleitung des Gesprächs. Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele, aus Veranlassung von Scipio's Tod. Die Rückerinnerung an die Freundschaft, ein süßer Trost bei'm Verlust unsrer Freunde. Cap. 2 — 5. Lälius beginnt die Unterredung über das Wesen der Freundschaft. Fundament der Freundschaft.

Praktische Auffassung des Begriffs. Allgemeine Bestimmung zur Geselligkeit. Cap. 5. Definition der Freundschaft. Verhältniß der Tugend zu der Freundschaft. Rüge der überspannten und idealen Auffassung der Freundschaft. Aufzählung der Vortheile der Freundschaft. Wohlwollen begründet den Bestand aller geselligen Verhältnisse. Cap. 6 und 7. Psychologischer Ursprung der Freundschaft, negativ und positiv entwickelt. Wiederholung früherer Sätze. Beispiele. Cap. 8. Der Nutzen ist nicht der Grund, sondern blos eine begleitende Folge der Freundschaft. Ausfall auf die Epikuräer. Cap. 9. Ursachen der Auflösung der Freundschaft. Veränderung der Lage, des Charakters, der Ansichten, des Alters ꝛc. Cap. 10. Wie weit darf die Liebe in der Freundschaft gehen? Cap. 11. Verlange vom Freund nichts Entehrendes, und thue ihm zu lieb nichts Entehrendes. Die Gracchen. Carbo. Der Freundschaft darf das Staatswohl nicht geopfert werden. Themistokles. Coriolan. Cap. 12. Positive Bestimmung des vorigen Gesetzes. Scheingründe engherziger Philosophen gegen die Freundschaft. Cap. 13. Aehnlichkeit der Charaktere stiftet Freundschaft. Rüge derer, die der Freundschaft ein eigennütziges Fundament unterlegen. Cap. 14. Reichthum und Ueberfluß ohne Freundschaft haben keinen Werth. Tyrannen haben keine Freunde. Cap. 15. Grenzlinien der Freundschaft. Widerlegung entgegengesetzter Ansichten. Bias. Prinzip der Gemeinschaft. Gesetz der Prüfung. Vornehme Herrn sind in der Regel keine guten Freunde. Cap. 16 und 17. Beständigkeit, Aufrichtigkeit und freundliche Sanftmuth im Gegensatz gegen Falschheit, Heuchelei und Argwohn. Cap. 18. Sind neue Freunde alten vorzuziehen? Spezielle, meist negative Regeln der Freundschaft. Verhältniß des Höhern zum Niedern. Verpflichtung zur gegenseitigen Unterstützung. Verschiedenheit der Charaktere untauglich für die Freundschaft. Cap. 19 und 20. Gegenseitige Achtung und sittliche Scheu ein Erhaltungsmittel der Freundschaft. Die Freundschaft ist nicht die Dienerin des Lasters. Cap. 22. Die Tugend des Andern macht seine Freundschaft wünschenswerth. Die Natur liebt die freudenlose Einsamkeit nicht. Die Freundschaft muß oft warnend und zurecht-

weisend verfahren, aber mit Schonung und Vorsicht. Gefahr der nachgiebigen Schmeichelei. Nothwendigkeit der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Cap. 24. 25 und 26. Die Tugend, das einzig wahre und bleibende Fundament der Freundschaft. Cap. 27.

---

1. Der Augur Quintus Mucius (Scävola) pflegte manche unterhaltende Anekdote über seinen Schwiegervater (Lälius) aus dem Schatze seines Gedächtnisses mitzutheilen, und er trug, so oft die Rede von ihm wurde, kein Bedenken, ihn den Weisen zu nennen. Auch mich hatte mein Vater, gleich nachdem ich die Mannestoga angelegt, bei Scävola mit der Bestimmung eingeführt, nie, so lange ich könnte und dürfte, von der Seite dieses Greisen zu weichen. Und so prägte ich mir manche seiner gründlichen Belehrungen, manchen kurzen und treffend hingeworfenen Gedanken in's Gedächtniß, während ich stets bemüht war, durch seine praktischen Einsichten meine Kenntnisse zu erweitern. Nach seinem Tode schloß ich mich an den Oberpriester Scävola an, den ich für den geistreichsten und rechtlichsten Mann im Staate zu erklären mich wohl erdreisten darf. Doch davon ein Andermal. Ich komme auf den Augur zurück. Unter manchem Anderen erinnere ich mich, wie er im Beiseyn meiner und weniger vertrauten Freunde, nach seiner Gewohnheit auf dem halbkreisförmigen Stuhle *)

---

*) Böttiger Sabina I. S. 35 f. zweite Ausg.: „Nur lehrend saßen sie (die Römer) auf einem Hemicyclio (Visconti zu Pio-Clementin T. III. p. 18); übrigens schrieben sie Alles liegend in lectulo lucubratorio."

saß, und von ungefähr auf den Gegenstand zu reden kam, welcher damals der allgemeine Stoff der Unterhaltung war. Du erinnerst dich doch gewiß, mein Attikus — und zwar um so eher, da du mit Publius Sulpicius zu der Zeit vielen Umgang pflogest, wo ihn während seines Tribunats ein tödlicher Haß mit dem damaligen Consul Quintus Pompejus entzweit hatte, mit welchem er früher in der innigsten und zärtlichsten Freundschaft lebte — du erinnerst dich wohl noch, wie sehr damals die Leute theils in Verwunderung, theils in Klagen ausbrachen. Damals nun war es, wo Scävola auf diesen Gegenstaud zu sprechen kam, und uns mit Ausführlichkeit ein Gespräch des Lälius über die Freundschaft erzählte, welches zwischen dem Letztern und seinem zweiten Schwiegersohn, Cajus Fannius, dem Sohne des Marcus, wenige Tage nach des Afrikanus Tod gehalten worden seyn soll. Die Hauptgedanken dieses Gespräches habe ich mir ins Gedächtniß geschrieben, und ich trage sie in dieser Schrift nach eigenem Ermessen vor. Ich führe die Personen selbst redend ein, um theils das öftere „Sag' ich," „Sagt er" zu vermeiden, theils dem Vortrag eine solche Form zu geben, wie wenn er in unserer Gegenwart gehalten würde. Du lagest mir ja öfters an, ich sollte über die Freundschaft etwas schreiben. Darum schien mir der Gegenstand allgemeines Interesse zu haben, und die Schrift ein würdiges Denkmal unserer Freundschaft werden zu können. Nicht mit Unlust habe ich mich dieser Arbeit unterzogen, um mich — du batest mich ja darum — auch in einem größern Kreis nützlich zu machen. Schon in meiner Schrift: „Cato der Aeltere oder über das Greisenalter," führte ich Cato als re=

denden Greis ein, weil ich keine Person nach Charakter und Stand für tauglicher hielt, von dieser Altersperiode zu reden, als eben ihn, der sehr lange Greis gewesen und als solcher vor andern sich ausgezeichnet hatte. Ebenso schien mir auch hier nach der durch unsere Väter uns überlieferten Kunde von der überaus denkwürdigen Freundschaft zwischen Cajus Lälius und Publius Scipio, Lälius vermöge seines Charakters und Standes ganz dazu geeignet, über die Freundschaft eine Unterredung anzustellen, wie sie nach Scävola's Erinnerungen gehalten worden seyn soll. Gespräche dieser Art, die sich auf das Zeugniß alter und noch dazu hochangesehener Männer stützen, scheinen mir — ich kann mir den Grund nicht erklären — mehr Nachdruck und Gewicht zu haben. Daher kommt es, daß ich bei der Lesung meiner eigenen Arbeit zuweilen einen solchen Eindruck fühle, wie wenn ich Cato, und nicht mich selbst reden hörte. Aber wie ich damals als Greis an einen Greis über das Greisenalter schrieb, so schreib ich hier als vertrauter Freund an den Freund über die Freundschaft. Damals redete Cato, in jenen Zeiten der älteste und verständigste Mann. Hier redet Lälius, der weise (denn dafür galt er) und durch seine Freundschaft ausgezeichnet berühmte Mann. — Lenke jetzt deine Aufmerksamkeit auf einige Zeit von mir ab, und stelle dir vor, Lälius selbst sey es, welcher rede; Cajus Fannius und Quintus Mucius kommen nach des Afrikanus Tode zu ihrem Schwiegervater. Sie eröffnen die Unterredung; Lälius antwortet, in dessen Mund der ganze Vortrag über die Freundschaft gelegt ist. Lies ihn, und du wirst in demselben dich selbst wieder erkennen.

2. Fannius. Das ist freilich sehr wahr, mein Lälius. Afrikanus war der edelste, der berühmteste Mann, der je lebte. Allein du solltest bedenken, daß jetzt Aller Blicke auf dich gerichtet sind. Dich allein nennt man den Weisen; und du giltst auch dafür. Die Ehre dieser Benennung erwies man auch vor kurzem dem Marcus Cato; und so viel wir wissen, hatte zu den Zeiten unserer Väter Lucius Attilius denselben Beinamen. Aber bei beiden Letztern lag der Grund der Benennung in einer verschiedenen Beziehung. Atilius hieß der Weise, weil man ihm eine ausgezeichnete Kenntniß des bürgerlichen Rechts zuschrieb; Cato, weil er vielseitige Erfahrungen besaß, und weil man sich von seiner Wirksamkeit im Senat und auf dem Forum (vor dem Volk) manchen klugen Rath, manche mit Festigkeit ausgeführte Handlung, manchen scharfsinnigen Bescheid erzählte. Deßwegen hatte er noch bei Lebzeiten, als Greis nämlich, den Zunamen der Weise. Dich aber nennt man aus andern Rücksichten so. Du verdankst es nicht bloß deiner praktisch ausgebildeten Gemüthsart und Sittlichkeit, sondern auch deiner Vorliebe für die Wissenschaft und deiner Gelehrsamkeit, daß man dich nicht nach dem Begriff der Menge und des Gelehrten den Weisen nennt, wie uns vielleicht ganz Griechenland keinen aufstellt. Denn Derjenige, welcher die Sache genauer nimmt, rechnet die sogenannten Sieben nicht unter die Zahl der Weisen. Einen von Athen nennt die Geschichte, und zwar einen Mann, den selbst Apollo's Spruch für den Weisesten erklärte. Eine solche Weisheit, wie sie Sokrates besaß, glauben die Leute in dir zu sehen, welche dich dein ganzes Glück in dir selbst finden, und alle Zufälle als deiner Tugend un-

tergeordnet betrachten läßt. Man fragt daher mich, und ich glaube, auch dich, Scävola, mit welcher Fassung dein Gemüth des Afrikanus Tod ertrage, und zwar um so mehr, weil in den letzt verstrichenen Nonen *), wo wir gewöhnlich der gelehrten Unterhaltungen wegen in dem Lustgarten des Augur Decius Brutus gekommen waren, du nicht zugegen warest? und du hattest doch sonst ganz gewissenhaft jenen Tag und jenes Geschäft nie versäumt.

Scävola. Freilich Viele, mein Cajus Lälius, machen diese Frage, wie von Fannius bemerkt worden; aber ich gebe ihnen zur Antwort, was mir meine eigene Beobachtung darbeut: den Schmerz, den du durch den Tod des großen Mannes und deines vielgeliebten Freundes erlitten, erträgest du mit gemäßigter Geistesruhe, wiewohl du durchaus nicht hättest ungerührt bleiben können, ohne dein menschliches Gefühl zu verläugnen. Der Grund aber, warum du an den letzten Nonen unserer Versammlung nicht beigewohnt, liege nicht in deiner Betrübniß, sondern in einer Unpäßlichkeit.

Lälius. Recht! Scävola, es ist wirklich so; denn von dieser Pflicht, die ich in gesunden Tagen stets erfüllte, durfte ich mich durch einen erlittenen Verlust nicht abhalten lassen; und ich glaube nicht, daß irgend ein Unfall den Mann von fester Denkungsart in die Versuchung führen wird, irgend eine Unterlassung seiner Pflicht sich zu Schulden kom-

*) Die Nonae sind im März, Mai, Julius und Oktober der siebente, in den übrigen Monaten der fünfte Tag. Nonae heißen sie, weil sie mit eingerechnet der neunte Tag bis zu den Idus sind.

men zu lassen. Du aber, mein Fannius, der du mir so viele Ehre erweisest, als ich weder mir zugestehen, noch verlangen kann, handelst darin sehr gütig. Uebrigens nach meiner Ansicht ist dein Urtheil von Cato nicht richtig. Entweder gab es noch nie einen Weisen, was ich lieber glauben will, oder, wenn es je einen gab, so war es dieser Mann. Um Anderes zu übergehen, wie standhaft ertrug er den Tod seines Sohnes! Ich erinnere mich an (Lucius Aemilius) Paulus; ich kannte (Cajus Sulpicius) Gallus. Allein diese verloren ihre Söhne noch im Kindesalter; Cato verlor den seinigen schon als ausgebildeten und angesehenen Mann. Daß du also ja Niemanden, nicht einmal dem Manne, den, deiner Aeußerung zu Folge, Apollo für den Weisesten erklärt hat, den Vorzug vor Cato einräumest. Denn von Cato rühmt man die Thaten, von Letzterm nur die Reden; was aber meine Person anbelangt, so vernehmet — dieß sey Euch beiden gesagt — folgendes:

3. Wollte ich die Sehnsucht nach Scipio leugnen, von der mein Herz gerührt wird, so möchten etwa die Philosophen untersuchen, ob ich recht daran thäte; eine Unwahrheit wäre es jeden Falls. Mich rührt der Verlust eines solchen Freundes, desgleichen, nach meinem Dafürhalten, die Welt nie einen sehen wird, wenigstens — ich kann die Versicherung geben — nie gesehen hat. Dessenungeachtet bedarf mein Herz keines Heilmittels der Beruhigung; ich tröste mich selbst, besonders mit dem Grunde, daß ich von der Täuschung frei bin, welche so Viele bei dem Hingang ihrer Freunde zu beängstigen pflegt. Ich glaube nicht, daß dem Scipio etwas Schlimmes widerfahren ist; mich hat das Unglück getroffen,

wenn es je Einen getroffen hat. Wer sich aber über den eigenen Verlust schmerzlich grämt, der verräth nicht Freundes- sondern Selbstliebe. Wer möchte es aber in Abrede ziehen, daß jenen Mann das beste Loos getroffen habe? Wenn er anders nicht, was er wohl am wenigsten erwartete, ewige Fortdauer auf Erden für wünschenswerth hielt, hat er dann nicht Alles erreicht, was er als Mensch zu wünschen befugt war? Er, welcher die größten Erwartungen seiner Mitbürger, welche sie schon von ihm als Knaben gehegt hatten, im Laufe seiner Jünglingsjahre fortwährend durch die ungemeine Kraft seines Willens übertraf; Er, der ohne das Consulat zu suchen, zweimal Consul wurde, das erste Mal vor der gesetzlichen Zeit, das zweite Mal zu rechter Zeit, für seine Person zwar nicht zu früh, für den Staat fast zu spät; Er, der durch die Zerstörung zweier Städte, welche Todfeinde des Römischen Reiches waren, den Krieg nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft im Keime vertilgt hat. Was soll ich von seinen gefälligen Sitten sagen? was von seiner zärtlichen Liebe gegen seine Mutter? was von seiner Freigebigkeit gegen seine Schwestern? wie gütig er sich gegen die Seinen bewies? wie gerecht g gen alle Menschen? — Euch sind dieß bekannte Dinge. Wie theuer er aber dem Staate gewesen, dieß hat die allgemeine Trauer bei seinem Leichenbegängnisse beurkundet. Was hätte ihm also ein Zuwachs von wenigen Jahren helfen können? Denn wenn das Alter auch noch so wenig beschwerlich ist, wie ich z. B. aus der Unterredung Cato's weiß, die er, ich erinnere mich wohl, ein Jahr vor seinem Tode mit mir und Scipio hatte, so benimmt es uns doch die frische Lebenskraft, welche

damals dem Scipio noch inwohnte. Dieß aber machte sein Leben so reich, theils an Glück, theils an Ruhm, daß es in dieser Beziehung keines Zuwachses mehr fähig war. Die Empfindung des Sterbens wurde ihm durch die Schnelligkeit seines Todes benommen. Ueber die Art des letztern ist es schwer zu urtheilen. Was man im allgemeinen vermuthet, das wißt Ihr. Doch das dürfen wir in Wahrheit behaupten: so viele und so herrliche Tage auch Scipio erlebt hatte, so war doch jener Abend, unmittelbar vor seinem Tode, der glänzendste, wo er nach Entlassung des Senats von den Vätern des Gesammtraths, von den Bundesgenossen des Römischen Volks und den Latinern nach Hause begleitet wurde. Es war der Abend vor seinem Hingang aus diesem Leben; und es scheint, als sey er von dieser erhabenen Ehrenstufe nicht sowohl zu den Göttern der Unterwelt, als vielmehr zu den Göttern der Oberwelt gelangt.

4. Ich muß nämlich denjenigen meinen Beifall versagen, die in neuern Zeiten zu beweisen gesucht, mit dem Körper sterbe zugleich auch die Seele, und nach dem Tode sey Alles aus. Mehr Gewicht haben bei mir die Alten, und zwar theils die Altvordern, welche den Verstorbenen so geheiligte Rechte einräumten, was sie gewiß würden unterlassen haben, wenn sie der Meinung gewesen wären, daß auf sie nichts mehr Einfluß habe; theils jene Philosophen, welche in unserem Lande lebten, und Groß-Griechenland — was freilich nicht mehr als solches existirt, aber damals in seiner Blüthe stand — durch die Grundsätze und Vorschriften ihrer Schulen zu bilden suchten; theils jener Mann, welchen Apollo's Spruch für den ersten Weisen erklärte, der nicht, wie

bei den meisten Gegenständen seiner Unterhaltungen, bald dies, bald jenes auffaßte, sondern stets dieselbe Behauptung wiederholte: „Die Seele des Menschen sey göttlichen Ursprungs, und es stehe ihr nach ihrer Trennung vom Körper die Rückkehr in den Himmel offen, und der Weg dahin sey um so gebahnter, je rechtschaffener und besser der Mensch sey." Dieselbe Ansicht hatte Scipio, welcher uns ahnungsvoll sehr wenige Tage vor seinem Tod in Gegenwart des Philus und Manilius und mehrerer anderer Personen — auch du, Scävola, warst mit mir in jener Gesellschaft — in einer dreitägigen Unterhaltung seine Gedanken über den Staat mittheilte — der Schluß dieser Unterredung handelt von der Unsterblichkeit der Seele — den ganzen Inhalt, versicherte er, bei nächtlicher Ruhe in einem Traumgesicht von Scipio Afrikanus, dem Aeltern, gehört zu haben.

Ist es nun wirklich wahr, daß, je mehr sich der menschliche Geist hienieden veredelt, er im Tod um so leichter aus dem Kerker und aus den Banden des Körpers sich emporschwingt: wem mag wohl dieser Aufschwung zu den Göttern leichter gewesen seyn, als Scipio? Darum befürchte ich, über dieses sein Schicksal zu trauern möchte mehr Neid als Freundschaft verrathen. Wenn aber die andere Meinung der Wahrheit näher kommt, kraft deren Leib und Seele vergehen, ohne daß ein Bewußtseyn bleibt, so liegt im Tode zwar nichts Gutes, aber doch auch nichts Schlimmes. Denn erlöscht alles Bewußtseyn im Tode, so ist es für Scipio eben dasselbe, als wenn er gar nicht gelebt hätte; so sehr jedoch wir und der Staat, so lange er bestehen wird, uns über seine Geburt freuen müssen. Deßhalb ist es ihm, wie gesagt, ganz

wohl gegangen; mir gieng es nicht so gut; und es wäre billiger gewesen, daß ich, der ich früher in's Leben eintrat, dasselbe auch früher verlassen hätte. Dennoch aber gewährt mir die Erinnerung an unsere Freundschaft einen solchen Genuß, daß ich mein Leben für glücklich halte, weil es mich mit Scipio zusammengeführt hat, mit welchem ich Staats- und Privatsorgen theilte, mit welchem ich Heimath und Kriegsdienst gemeinsam hatte; und — worin das Wesen der ganzen Freundschaft besteht — zwischen uns Beiden herrschte die vollkommenste Eintracht der Wünsche, Neigungen und Grundsätze. Darum macht mir nicht sowohl jener Ruf der Weisheit, welchen kurz zuvor Fannius erwähnt hat, *) zumal da er ungegründet ist, Freude, als vielmehr die Hoffnung, daß das Andenken an unsere Freundschaft ewig dauern werde; und dieß liegt meinem Herzen um so näher, weil im Laufe aller Jahrhunderte kaum drei oder vier Paare wahrer Freunde aufgeführt werden. Diesen zählte ich auch die Freundschaft des Scipio und Lälius bei, in der Hoffnung, sie werde zur Kenntniß der Nachwelt gelangen.

Fannius. Freilich, mein Lälius, das muß geschehen. Allein, da du der Freundschaft Erwähnung gethan hast, und wir jetzt Muße haben, so würdest du mir und hoffentlich auch dem Scävola etwas Angenehmes erweisen, wenn du, wie über die übrigen Gegenstände, über welche du um Auskunft gebeten wirst, so in der Unterredung über die Freundschaft deine Ansicht uns entwickeltest, ihren Begriff aufstelltest, und uns Vorschriften über dieselbe geben wolltest.

*) Kap. 2.

Scävola. Das wird mir sehr angenehm seyn, obwohl mir Fannius, während ich Willens war, dich darum zu ersuchen, zuvorgekommen ist. — Uns Beiden wirst du mithin einen großen Gefallen erweisen.

5. Lälius. Ich würde mich dessen nicht weigern, wenn ich mir selbst so viel zutrauen dürfte. Denn der Gegenstand ist ganz herrlich, und wir haben, wie Fannius bemerkt, wohl Zeit dazu. Aber was bin ich? liegen denn welche Fähigkeiten in mir? Philosophen, und zwar Griechische, sind gewohnt, über jeden Satz, den man ihnen aufstellt, sogar aus dem Stegreif einen gelehrten Vortrag zu halten. Eine schwere Kunst; sie bedarf keiner geringen Uebung. Darum, dächte ich, holet ihr die möglichen Belehrungen über die Freundschaft bei Denen, welche sich öffentlich zu dieser Kunst bekennen. Ich meiner Seits kann euch nur die Ermahnung geben, die Freundschaft allen andern menschlichen Gütern vorzuziehen. Denn nichts ist der Natur so angemessen, nichts unsern Bedürfnissen im Glück und Unglück so zusagend, als die Freundschaft. Für's Erste aber bin ich der Meinung, daß die Freundschaft nur unter tugendhaften Menschen möglich ist; und ich lege meine Worte nicht auf die Goldwage, wie diejenigen (die Stoiker), welche dergleichen Begriffe sehr fein und scharf entwickeln, vielleicht wohl richtig, aber mit zu geringer Ausbeute für das gemeine Beste. Sie behaupten nämlich, nur der weise Mann könne auch tugendhaft seyn. Sey dem auch wirklich so; sie bestimmen den Begriff der Weisheit so, wie sie noch kein Mensch erreicht hat. Wir dagegen haben uns an die gewöhnlichen Erfahrungen des wirklichen Lebens, nicht an Ideale oder fromme

Wünsche zu halten. Wie möchte ich behaupten, daß Cajus Fabricius, Manius Curius, Titus Coruncanius, Männer, die unsere Altvordern für Weise erklärt, nach dem Maßstabe jener Philosophen weise gewesen seyen? Wir lassen ihnen den beneidenswerthen und unbestimmten Ruhm der Weisheit; nur mögen sie so viel zugeben, daß die genannten Männer tugendhaft gewesen seyen. Freilich selbst Das werden sie nicht zugeben; sie werden behaupten, dieser Vorzug könne nur dem Weisen zugestanden werden; wir wollen also nach unserer schlichten und kunstlosen Einfalt verfahren. Wer sich so beträgt, so lebt, daß seine Gewissenhaftigkeit, Lauterkeit, Maashaltung, seine edle Denkungsart anerkannt wird; daß sich keine unlautere Absicht, keine befleckende Lüsternheit, keine freche Anmaßung an ihm zeigt, daß er die Stärke des Charakters besitzt, welche den so eben genannten Männern eigen war; — solche Männer halten wir des Namens der Tugendhaften, den sie auch von jeher hatten, wirklich für werth; weil sie, so weit es für den Menschen möglich ist, der Natur, der besten Wegweiserin zu einem schönen Leben, folgen. Denn dazu, dieß glaube ich erkannt zu haben, sind wir geboren, daß unter uns Allen eine gesellschaftliche Verknüpfung bestehe, die um so enger werden sollte, je näher uns Jemand angienge. Darum sind uns unsere Mitbürger mehr, als Auswärtige, Verwandte mehr, als Fremde. Mit den Letztern hat die Natur schon durch die Geburt eine Freundschaft gestiftet; aber sie hat nicht genug Festigkeit. Denn darin besteht der Vorzug der Freundschaft vor der Verwandtschaft: diese läßt sich denken ohne Wohlwollen, aber keine Freundschaft ohne die letztere Eigenschaft. Fällt

das Wohlwollen weg, so hört der Name der Freundschaft auf, während der Name der Verwandtschaft bleibt. Die hohe Bedeutung der Freundschaft ergiebt sich aber vornehmlich daraus, daß aus der unendlich großen Gesellschaft des menschlichen Geschlechtes überhaupt, welche die Natur selbst gestiftet hat, dieses Verhältniß sich so zusammenzieht und einengt, daß die Liebe im vollsten Sinn sich nur unter zwei, oder wenigen Personen anknüpft.

6. Die Freundschaft ist aber nichts anderes, als die vollkommenste Uebereinstimmung in allen Gegenständen des menschlichen Bereichs,*) verbunden mit Wohlwollen und gegenseitiger Unentbehrlichkeit. Sie ist wohl, mit Ausnahme der Weisheit, das schönste Geschenk, was die unsterblichen Götter dem Menschen verliehen haben. Der Eine giebt dem Reichthum den Vorzug, ein Anderer der Gesundheit, ein Dritter der Macht im Staate, ein Vierter Ehrenstellen, Viele der Sinnenlust (Epikureer). Dieß letztere ist Sache unvernünftiger Thiere. Jene erstern Güter aber sind hinfällig und unzuverlässig, und beruhen nicht sowohl auf unserem Willen, als auf blindem Glück. Diejenigen dagegen, welche in der Tugend das höchste Gut finden (die Stoiker, Akademiker und Peripatetiker), haben eine vortreffliche Ansicht; allein eben diese Tugend ist es, welcher die Freundschaft ihr Daseyn und ihre Erhaltung verdankt; und ohne Tugend ist überhaupt die Freundschaft auf keine Weise gedenkbar. Wir wollen uns die Tugend so denken, wie man sie nach dem gewöhnlichen

*) Wörtlich: in allen sowohl göttlichen als menschlichen Dingen.

Sprachgebrauch des gemeinen Lebens bestimmt, ohne sie nach der Art gewisser Philosophen (Stoiker) in einem überspannten Wortgepränge darzustellen; und wir wollen unter die tugendhaften Männer diejenigen zählen, welche wirklich für solche gelten, Männer, wie Paulus, Cato, Gallus, Scipio und Philus. Diese genügen dem gewöhnlichen Leben. Diejenigen aber, welche man doch nirgends findet, wollen wir unberücksichtigt lassen. Unter solchen Männern also ladet uns die Freundschaft zu unaussprechlichen Vortheilen ein. Fürs Erste, „wer kann sich," wie Ennius sagt, „rühmen, sein Leben recht eigentlich zu leben, wenn er nicht in den Armen des freundschaftlichen Wohlwollens ausruhen kann?" Was ist süßer, als Jemand zu haben, mit dem man so sprechen darf, wie mit sich selbst? Was wäre für dich der volle Genuß im Glück, wenn du Niemand hättest, der sich mit dir darüber freuen könnte? Schwer würde es dir werden, das Unglück zu ertragen, wenn du nicht Jemand hättest, der es noch empfindlicher fühlte, als du selbst. Endlich sind die übrigen Dinge, welche man sich wünscht, nur immer zu einzelnen Zwecken dienlich; der Reichthum, um davon zu leben; die Macht, um Achtung zu erlangen; die Ehrenstellen, um gepriesen zu werden; sinnliche Vergnügungen, um sie freudig zu genießen; Gesundheit, um von Schmerz frei zu bleiben, und die körperlichen Verrichtungen abwarten zu können. Die Freundschaft dagegen vereinigt sehr viele Vortheile in sich: wohin du dich wendest, ist sie zugegen, kein Ort schließt sie aus; niemals kommt sie ungelegen, nie wird sie zur Last. Daher ist uns Feuer und Wasser, wie es im Sprüchwort heißt, nicht in mehrern Fällen nöthig, als die Freundschaft

(Ich rede übrigens nicht von dem gemeinen und mittlern Schlage von Freundschaften, welche jedoch auch ihre Freuden und Vortheile gewähren, sondern von der wahren und vollkommenen Freundschaft, wie sie nur unter den wenigen Personen, welche die Geschichte aufzählt, statt gefunden hat). Das Glück macht sie glänzender, und das Unglück leichter durch Theilnahme und gemeinschaftliches Mitgefühl.

7. Unter so vielen und so großen Vortheilen, welche die Freundschaft in sich begreift, ist dieses ihr größter Vorzug, daß sie frohe Aussichten für die Zukunft eröffnet, und unsern Muth weder schwach werden, noch sinken läßt. Noch mehr: im Freunde erblickt Jeder das Abbild seines Ich's. Deswegen sind Freunde zugegen, selbst wenn sie abwesend sind, und Dürftige haben Ueberfluß, Schwache sind stark, und — was noch seltsamer klingt — die entschlafenen Freunde leben. So groß ist die Ehre, das Andenken und die Sehnsucht der Freundschaft, welche den Letztern nachfolgt. Aus diesem Grunde erscheint ihr Tod selig, und preiswürdig das Leben Jener. Wollte man das Band des Wohlwollens aus der Welt hinwegnehmen: kein Haus, keine Stadt wird mehr bestehen, nicht einmal der Feldbau wird fortdauern. Kann man aber nicht schon auf diesem Wege deutlich einsehen, wie groß der Einfluß der Freundschaft und Eintracht ist, so läßt sich dieß aus ihrem Gegensatz, aus den Uneinigkeiten und aus der Zwietracht erkennen. Welches Haus, welcher Staat besitzt so viel Stärke, der nicht durch Haß und Zwiespalt von Grund aus zerstört werden könnte? Daraus läßt sich das viele Gute ermessen, was in der Freundschaft liegt. — Ein

Philosoph aus Agrigent *) (Empedokles) soll in Griechischen Versen gesungen haben: „Alles, was in der Natur und in der ganzen Welt feststeht und sich bewegt, das werde durch Freundschaft verknüpft, durch Feindschaft zerstört" — eine Wahrheit, die alle Sterblichen einsehen, und der sie ihren Beifall thätig zu erkennen geben. Sobald daher nur ein Beispiel von einem Freunde vorkommt, dessen Dienstleistung entweder in Uebernehmung oder in gemeinschaftlicher Theilnahme an Gefahren an's Licht tritt, wer preist dieses sein Werk nicht mit den größten Lobsprüchen? Welch lautes Beifallgeschrei erhob sich neulich auf allen Bänken der Zuschauer in dem neuen Schauspiel meines Gast- und Gemüthsfreundes, des Dichters Markus Pakuvius, **) bei der Scene, wo der König nicht wußte, wer Orestes war, und Pylades sich nun für Orestes ausgab, um sich für denselben hinrichten zu lassen; Orestes aber, der Wahrheit gemäß, bei der Versicherung beharrt, er sey Orestes! Alles stand auf und klatschte; und doch war es nur eine Dichtung; was würde wohl bei einer wahren Geschichte geschehen seyn? Die Natur gab hier offenbar ihre Macht zu erkennen, da die Menschen etwas, was sie selbst zu thun nicht fähig waren, an einem Andern schön fanden. So weit glaubte ich meine Gedanken über die Freundschaft Euch mittheilen zu können. Was die übrigen Punkte anlangt, deren es, wie ich glaube,

*) Stadt in Sicilien, jetzt Girgenti.

**) M. Pakuvius, ein dramatischer Dichter, aus Brundusium in Calabrien, ein Schwester-Sohn des Ennius, lebte um's Jahr Rom's 600.

noch viele giebt, so möget Ihr, wenn es Euch beliebt, bei Denjenigen Belehrung suchen, welche über solche Materien wissenschaftliche Vorträge halten.

Fannius. Wir möchten uns lieber von dir darüber belehren lassen; wiewohl ich auch schon oft bei Jenen Belehrung gesucht und zu meiner Zufriedenheit erhalten habe. Allein wir erbitten uns von dir einen Vortrag anderer Art.

Scävola. Du würdest um so eher so sprechen, mein Fannius, wenn du neulich in den Gärten Scipio's *) zugegen gewesen wärest, wo man sich über den Staat wissenschaftlich unterhielt. Welch ein Schutzredner der Gerechtigkeit war Scipio dort gegen die feinen Begriffe des Philus.

Fannius. Für den gerechtesten Mann war es freilich leicht, die Gerechtigkeit zu vertheidigen.

Scävola. Und für die Freundschaft zu sprechen? Sollte es ihm nicht leicht gewesen seyn, welcher wegen der in ihr bewährten Treue, Festigkeit und Rechtlichkeit den größten Ruhm erlangt hat?

Lälius. Das heißt Einem Gewalt anthun. Denn was liegt am Ende daran, von welcher Art die Bitte ist, mit der ihr mich nöthiget? Ist doch gewiß, daß ihr mich nöthiget. Denn einen Wunsch von Schwiegersöhnen, zumal wenn er etwas Gutes betrifft, nicht zu vollführen, ist schwer und jedenfalls unbillig.

8. Bei meinem sehr oft wiederholten Nachdenken über die Freundschaft scheint mir gewöhnlich der Punkt am mei-

---

*) Ein Gedächtnißfehler. Fannius war ja dabei. Dieß hebt die Täuschung des vertrauten Gesprächtons.

sten der Betrachtung werth zu seyn, ob das Verlangen nach Freundschaft aus dem Gefühl unserer Schwäche und Hülfsbedürftigkeit entstanden sey, um durch gegenseitige Hülfsleistungen das, was Jeder für sich allein nicht vermag, von einem Andern zu erhalten und ihm wieder zu erweisen; oder ob dieß zwar eine besondere Eigenthümlichkeit der Freundschaft sey, dennoch aber ein wichtigerer und schönerer Grund anderer Art in der Natur des Menschen selbst liege? Denn die Liebe (amor), von der (bei den Römern) die Freundschaft (amicitia) ihren Namen hat, ist die Grundursache des gegenseitigen Wohlwollens. Vortheile genießt man oft auch von denen, welche man nur unter der Maske der Freundschaft ehrt, und um der Zeitumstände willen hochachtet. Die Freundschaft dagegen kennt keine Verstellung, keine Heuchelei; und was in ihr liegt, ist Wahrheit und freier Wille. Daher scheint mir der Ursprung der Freundschaft mehr in einem Naturtriebe, als in dem zeitlichen Bedürfniß, mehr in einem, mit dem Trieb zu lieben verbundenen, Streben der Seele nach Vereinigung, als in der Berechnung besonderer Vortheile, die sie gewähren werde, zu liegen. Was es aber für ein Bewandtniß damit habe, das läßt sich auch an gewissen Thieren bemerken, welche bis zu einer gewissen Zeit ihre Jungen mit sichtbarer Innigkeit ebenso lieben, als sie von ihnen geliebt werden. Noch weit augenscheinlicher tritt dieß bei den Menschen, und zwar zuerst in der Liebe hervor, welche zwischen Eltern und Kindern Statt findet, und welche nur durch einen abscheulichen Frevel aufgelöst werden kann; sodann in einer ähnlichen Gesinnung derjenigen Liebe, die uns anwandelt, wenn wir Jemand gefunden, mit dessen äu-

ßerem und innerem Charakter wir übereinstimmen, indem wir in ihm gleichsam ein leuchtendes Muster der Rechtschaffenheit und Tugend zu erkennen glauben. Nichts ist ja liebenswürdiger, als die Tugend; nichts zieht das Herz mehr zur Liebe an; denn um der Tugend und Rechtschaffenheit willen lieben wir in gewissem Maße selbst solche Personen, die wir noch nie gesehen haben. Wer wollte z. B. nicht oft einen Cajus Fabricius, einen Manius Curius in das Andenken der Liebe und des Wohlwollens zurückrufen, wenn er sie auch nicht persönlich gekannt hat? Wer dagegen sollte nicht einen Tarquinius, den Despoten, einen Spurius Cassius und Spurius Mälius hassen? Mit zwei Feldherrn haben wir um die Oberherrschaft in Italien gekämpft, mit Pyrrhus und Hannibal. Gegen den Erstern hegen wir keine zu große Abneigung, um seiner Rechtschaffenheit willen; den Letztern wird jeder Staat wegen seiner Grausamkeit stets mit Haß verfolgen.

9. Wenn nun die Rechtschaffenheit so viel über uns vermag, daß wir sie auch an solchen Personen, die wir noch nie gesehen, oder, was noch mehr sagen will, sogar am Feinde hochschätzen, was Wunder, wenn auf menschliche Gemüther die Beobachtung der Tugend und Rechtschaffenheit derjenigen einen Eindruck macht, deren Umgang sie genießen können? Freilich gewinnt die Liebe durch das Empfangen von Wohlthaten, durch die Bemerkung von Diensteifer und durch das Hinzukommen eines nähern Umgangs an Stärke. Wenn diese Umstände sich zu jener ersten Regung des Herzens und der Liebe gesellen, so entflammt sich dieses Wohlwollen zu einer wunderbaren Stärke. Die Freundschaft aber aus dem

Gefühl der Schwäche und aus dem Trieb nach Befriedigung unserer Bedürfnisse ableiten, daß heißt ihr wahrlich einen niedrigen und sehr unedlen Ursprüng anweisen, indem sie in diesem Fall Mangel und Hülflosigkeit erzeugt haben sollen. Wenn dem so wäre, so müßte Jeder um so empfänglicher für die Freundschaft seyn, je weniger Kraft er in sich selbst fühlte. Und doch verhält sich die Sache ganz anders. Denn je mehr Einer sich selbst zutraut, je mehr ihn Tugend und Weisheit stark macht, so daß er keines Andern bedarf, desto mehr zeichnet er sich in dem Verlangen nach Freundschaft und in der Pflege derselben aus. Denn inwiefern bedurfte Afrikanus meiner? Wahrlich nicht im Geringsten; so wenig, als ich seiner. Vielmehr die Hochachtung, die ich seiner Tugend zollte, und auf seiner Seite die vielleicht nicht ungünstige Meinung, die er von meinem Charakter hatte, war der Grund unserer gegenseitigen (auf Wahl beruhenden) Liebe; und das Wohlwollen erhöhte der Umgang. Obgleich aber viele große Vortheile die Folge davon waren, so sind doch die Beweggründe zu unserer Liebe nicht von der Aussicht auf dieselben ausgegangen. Gleichwie wir nämlich wohlthätig und freigebig sind, nicht um Vergeltung einzufordern — denn wir wuchern nicht mit unsern Wohlthaten — sondern weil wir eine natürliche Neigung zur Freigebigkeit haben, so halten wir die Freundschaft für ein wünschenswerthes Gut, nicht angelockt durch die Hoffnung des Lohns, sondern weil ihr ganzer Genuß in der Liebe selbst besteht. Ueber das Alles denken freilich diejenigen ganz anders, welche nach Art der Thiere Alles auf das sinnliche Vergnügen beziehen (Epikuräer); wer wollte sich darüber wundern? Zu nichts

Erhabenem, zu nichts Großem, zu nichts Göttlichem richten diejenigen ihre Blicke empor, die alle ihre Vorstellungen zu einem so niedrigen und verächtlichen Gegenstand herabgewürdigt haben. Deswegen wollen wir solche Menschen von unserer Unterredung ausschließen; wir selbst aber wollen erkennen, daß das Gefühl der Liebe und ein bis zur Liebe gesteigertes Wohlwollen schon von Natur sich äußere, sobald man nur die Rechtschaffenheit Anderer bemerkt hat. Die Freunde derselben schließen sich näher und näher aneinander an, um aus dem Umgang und Charakter dessen Genuß zu schöpfen, den sie liebgewonnen haben, und um in der Liebe gleich stark und von gleicher Beschaffenheit und geneigter zu werden, sich Verdienste um Andere zu machen, als um Gegendienste zu fordern. Und dieß soll der Wirkungskreis ihres edlen Wettstreites werden. Auf diese Weise wird aus der Freundschaft einestheils der größte Nutzen gezogen werden; anderntheils wird ihr Ursprung aus der Natur ehrwürdiger und ächter erscheinen, als aus dem Bewußtseyn der Hülfsbedürftigkeit. Denn wenn der Nutzen die Freundschaften knüpfte, so müßte der Wechsel desselben sie auch wieder auflösen. Allein eben darum, weil die Natur unveränderlich ist, sind wahre Freundschaften ewig. — Hiermit habe ich euch den wahren Ursprung der Freundschaft vor Augen gelegt; wenn ihr nicht etwa noch Einiges zu erinnern habt.

Fannius. Nein! fahre du nur fort, Lälius. Denn für Scävola, der doch der Jüngere ist, habe ich das Recht zu antworten.

Scävola. Ganz recht! So laßt uns denn hören!

10. Lälius. Nun so vernehmet denn, meine geliebten Freunde, den Inhalt der häufigen Unterredungen über die Freundschaft, welche zwischen mir und Scipio Statt fanden: — da muß ich denn freilich gestehen, daß er behauptete: „nichts sey so schwer, als eine Freundschaft bis an's Lebensende fortzuführen. Denn oft trete der Fall ein, daß entweder bei einem Gegenstand nicht beide Freunde zugleich ihren Vortheil fänden, oder daß Beide in ihren Ansichten vom Staat getheilt wären; oft verändere sich auch der Charakter der Menschen, das eine Mal durch erlittenes Unglück, das andere Mal durch das zunehmende Alter. Zum Beleg seiner Meinung führte er den ähnlichen Fall aus dem Knabenalter an: die innigste Liebe zwischen Knaben werde oft zugleich mit dem Kinderkleid abgelegt; wenn sie aber auch die Freundschaft bis zur spätesten Jugendzeit unterhalten hätten, so werde diese doch bisweilen getrennt durch Streitigkeiten, sey es wegen einer Heirathsangelegenheit, oder sonstigen Vortheils, den nicht Beide zugleich erlangen können. Wenn es auch welche gebe, die noch auf länger hinaus die Freundschaft unterhalten hätten, so könne doch oft der Wettstreit bei Bewerbung um eine Ehrenstelle sie wankend machen. Es gebe nämlich kein verderblicheres Uebel für die Freundschaft, als die Geldsucht, welche man bei dem größten Theil der Menschen finde, als den Wettstreit um Ruhm und Ehre, der bei den edelsten Menschen Statt finde. Daraus seyen selbst unter den vertrautesten Freunden schon oft die größten Feindschaften entsprungen. Denn große und meist gerechte Uneinigkeiten entständen da, wo Freunde einander etwas Unrechtes zumuthen, wo sie z. B. den Freund zum Werkzeug ihrer

Lust, oder zum Gehülfen ihrer Ungerechtigkeit mißbrauchen wollen, oder wo die Zurückweisung einer solchen Zumuthung, aus so edlen Beweggründen sie auch immerhin fließen mag, von denjenigen als Verletzung der Freundespflicht angeklagt wird, deren Wünschen der Andere nicht willfahren wollte; diejenigen aber, welche so dreist wären, von ihren Freunden Alles zu begehren, legten eben durch ihr Begehren das Geständniß ab, daß sie, einem Freunde zu lieb, sich zu Allem verstehen würden. Durch die Klagen solcher Leute pflegten, setzte er hinzu, nicht nur alte Freundschaften getrennt, sondern auch ewiger Haß gestiftet zu werden. So gar viele Gefahren schwebten, wie den Untergang drohende Verhängnisse, über der Freundschaft. Ihnen allen zu entgehen, scheine ebenso sehr Sache der Weisheit, als des Glücks zu seyn."

11. Wir wollen daher, wenn es euch beliebt, zuvörderst untersuchen, wie weit die Liebe in der Freundschaft gehen dürfe? Wenn z. B. Coriolan Freunde hatte, waren diese verpflichtet, in Verbindung mit Letzterem die Waffen gegen das Vaterland zu tragen? Durften einen Viscellinus, einen Spurius Mälius, als sie nach der Alleinherrschaft strebten, ihre Freunde unterstützen? Wir selbst haben es erlebt, wie Tiberius Gracchus, als er den Staat beunruhigte, von Quintus Tubero und von den Freunden seines Alters gänzlich verlassen wurde. Als aber Cajus Blossius aus Cumä, der Gastfreund eurer Familie, mein Scävola, zu mir zu der Zeit, wo mich die Consuln Länas und Rupilius blos zur Berathung bei der Untersuchung beigezogen hatten, gekommen war, um sich zu entschuldigen, so führte er für die erbetene Verzeihung den Grund an, er habe so viel auf Tibe-

rius Gracchus gehalten, daß er Alles thun zu müssen glaubte, was Jener nur wollte. Hierauf sagte ich zu ihm: Würdest du wohl auch Lust gehabt haben, das Capitolium in Brand zu stecken, wenn er's dich geheißen hätte? — Er für sich, antwortete er, hätte nie dazu Lust gehabt. — Aber gesetzt, er hätte es gewünscht? — Nun so würde ich ihm gefolgt haben. — Welch ein frevelhaftes Wort das war! Und in der That so handelte er auch; ja er that noch weit mehr, als er ausgesprochen. Denn er war nicht blos das dienende Werkzeug der unbesonnenen Plane des Tiberius Gracchus, sondern leitete sie sogar; nicht blos den Begleiter des tollen Aufrührers machte er, sondern sogar seinen Führer. Er entfloh im Zustande dieser Raserei, geschreckt durch eine außerordentliche Untersuchung, nach Asien, begab sich zu den Feinden, und büßte dort für sein Vergehen am Staate schwere, aber gerechte Strafen. Ein Fehler wird also damit nicht entschuldigt, wenn man sagt, man habe ihn einem Freunde zu lieb begangen. Denn war die gute Meinung von der Tugend des Andern die Stifterin der Freundschaft, so kann die letztere wohl nicht leicht fortdauern, wenn ein Theil der Tugend untreu wird. Gestehen wir den Freunden das Recht zu, sich alle ihre Wünsche gegenseitig zu erfüllen, so müßten wir eine vollkommene Weisheit besitzen, wenn dieser Grundsatz unschädlich seyn sollte; aber wir reden hier von solchen Freunden, wie wir sie wirklich vor unsern Augen haben, die wir noch gekannt, oder von denen wir geschichtliche Nachrichten haben, oder wie sie das gewöhnliche Leben kennt. Aus der Zahl dieser Männer müssen wir die Beispiele holen, und zwar besonders solche, welche dem Ziele der Weisheit am nächsten stehen. Wir wissen aus den Nachrichten von

unsern Vätern, daß Papus Aemilius und Cajus Luscinus — Beide bekleideten zu gleicher Zeit das Consulat und die Censur — vertraute Freunde waren; sodann sagt uns die geschichtliche Ueberlieferung, daß Manius Curius und Tiberius Coruncanius mit diesen Männern und unter sich selbst auf einem sehr vertrauten Fuße gelebt haben. Bei solchen Männern dürfen wir nicht einmal den Argwohn hegen, daß Einer von ihnen seinem Freunde etwas zugemuthet habe, dessen Gewährung wider Pflicht und Gewissen, einer eidlichen Verbindlichkeit, dem Staatswohl entgegen gewesen wäre. Bei so würdigen Männern läßt sich voraussetzen, daß eine solche Zumuthung vergeblich gewesen wäre — jene Männer waren zu gewissenhaft. Es ist aber gleich unerlaubt, eine solche Bitte zu thun, als sie zu erfüllen. Und doch hielt es mit Tiberius Gracchus ein Cajus Carbo und Cajus Cato, so wie der eigene Bruder Cajus; Letzterer, damals sein unbedeutendster Anhänger, jetzt der hitzigste.

12. Es soll daher in der Freundschaft als unverbrüchliches Gesetz gelten, weder um etwas Unerlaubtes zu bitten, noch, wenn man darum gebeten wird, es zu thun. Es ist eine elende und ganz unzulässige Entschuldigung, wenn man bei sonstigen Vergehen oder besonders bei Staatsverbrechen vorgeben will, man habe eines Freundes wegen so gehandelt. Denn wir befinden uns, mein Fannius und Scävola, in einer solchen Lage, daß es unsere Pflicht ist, einen weiten Blick auf die bevorstehenden Ereignisse des Staats zu werfen. Die Gewohnheit unserer Väter ist bereits ein wenig von ihrem Geleise und von ihrer Bahn abgewichen. Tiberius Gracchus strebte nach Alleinherrschaft, oder er war vielmehr wenige

Monate lang im Besitz derselben. Hatte je das Römische Volk etwas Aehnliches gehört oder angesehen? Seine Freunde und Verwandte hängen ihm noch nach dem Tode an; und nicht ohne Thränen kann ich es aussprechen, was sie an Publius Scipio verübten. Den Carbo haben wir, weil des Tiberius Gracchus Strafe noch in zu frischem Andenken war, auf alle mögliche Art geschont. Was ich von Cajus Gracchus Tribunat erwarten soll, darüber mag ich mich in keine Vorherverkündigung einlassen. So etwas greift immer weiter um sich; und hat es einmal angefangen, so schlägt es immer rascher zum allgemeinen Verderben aus. Ihr sehet, was für Unheil schon früher in dem Tafelgesetz unserem Staate zugefügt worden ist, zuerst durch die Gabinische Bill *) und zwei Jahre später durch die Cassische. Es kommt mir vor, als sähe ich bereits das Volk vom Senate getrennt, und die wichtigsten Angelegenheiten nach der Willkühr der Menge behandelt. Mehrere werden lernen, wie man dergleichen Dinge anzufangen habe, als wie man ihnen widerstehen müsse. — Wozu aber diese Bemerkungen? Weil Niemand ohne Genossen sich in eine solche Unternehmung einläßt. Man muß daher den Guten den Rath ertheilen, wenn ihnen der Zufall ohne ihr Wissen solche Freunde zuführt, sich nicht in dem Grade an dieselben gebunden zu halten, als dürften sie sich selbst von Freunden, die sich eines großen Staatsverbre-

*) In Folge deren man bei den Magistratswahlen seine Stimme nicht mehr mündlich, sondern schriftlich auf einem Täfelchen abgeben sollte. Die Cassische Bill dehnte die Gabinische auch auf Volksgerichte aus, mit Ausnahme des Gerichts über Hochverrath.

chens schuldig machen, nicht trennen. Den Frevlern muß man die Strafe ansetzen und zwar keine geringere denen, welche dem Beispiel der Andern gefolgt seyn sollen, als denen, welche die eigentlichen Anstifter des Frevels gegen das Vaterland gewesen. Wessen Name war in Griechenland verherrlichter, als der Name des Themistokles? Wer war mächtiger? Allein als er Griechenland im Persischen Kriege von der Persischen Sclaverei befreit hatte, und durch neidische Mißgunst in die Verbannung gewiesen worden war, so konnte er das Unrecht seines undankbaren Vaterlandes nicht verschmerzen, was doch seine Pflicht gewesen wäre. Er handelte gerade, wie zwanzig Jahre früher bei uns Coriolan. Für diese Männer fand sich kein Beistand gegen das Vaterland. Darum entleibten sich Beide selbst. Ein solches Einverständniß schlechtdenkender Menschen darf nicht durch Entschuldigungsgründe der Freundschaft beschönigt werden, sondern ist auf das strengste zu ahnden, damit Niemand sich für berechtigt halte, dem Freunde selbst dann zu folgen, wann er das Vaterland bekriegen will. Und dieser Fall dürfte bei dem einmal begonnenen jetzigen Laufe der Dinge wohl bevorstehen. Mir aber liegt der Zustand des Staates nach meinem Tode ebenso am Herzen, wie der gegenwärtige.

13. Das erste Gesetz der Freundschaft besteht also darin, das man nur das, was sittlich erlaubt ist, von Freunden verlange und für Freunde selbst thue. Man soll aber nicht erst warten, bis man darum gebeten wird. Diensteifer muß stets vorhanden seyn, kein Zaudern. Rath ertheile man mit Freuden und freimüthig. Mehr als Alles gelte in der Freundschaft das Ansehen wohlmeinender Freunde; man benütze die-

ses Ansehen nicht nur zu einer offenen, sondern auch zu einer scharfen Ermahnung, wenn es die Umstände erfordern; und der gemachten Vorstellung leiste man Folge. Wenn ich mich recht erinnere, so sind von Leuten, die man, wie ich höre, in Griechenland für Weise gehalten hat, seltsame Meinungen aufgestellt worden. Es giebt keinen Gegenstand, den sie mit ihren Spitzfindigkeiten verschont hätten. So lehren sie zum Theil: „Man müsse sich vor zu engen Freundschaften hüten, damit nicht der Einzelne nöthig habe, sich um Mehrere zu bekümmern; Jeder habe mit sich selbst schon genug zu thun; sich zu sehr in fremde Angelegenheiten zu mischen, sey lästig; das Bequemste sey, den Zügel der Freundschaft so schlaff als möglich zu halten, um ihn nach Belieben anziehen oder nachlassen zu können; denn das Hauptersoderniß zu einem glücklichen Leben sey die Sorgenfreiheit, deren Genuß dem Gemüth nicht zu Theil werden könne, wenn Einer für Mehrere mit Bekümmernissen gleichsam schwanger gehen müsse." Andere, heißt es, stellen eine viel unnatürlichere Behauptung auf (ein Punkt, den ich etwas früher kurz berührt habe), indem sie sagen, „nicht um des Wohlwollens und der Liebe, sondern um des Schutzes und der Hülfe willen seyen Freundschaften wünschenswerth. Daher komme es, daß, je weniger Einer Stärke und Kraft besitze, er desto eifriger sich um Freundschaften bewerbe. Dieß sey der Grund, warum das weibliche Geschlecht mehr als das männliche den Schutz der Freundschaft suche, Unbemittelte mehr als Begüterte, Unglückliche mehr als Leute in glücklichen Umständen." O welch herrliche Weisheit! Ja! die Sonne scheinen die aus der Welt hinwegzunehmen, die ihr die Freundschaft nehmen,

das beste und lieblichste Geschenk, was wir den unsterblichen Göttern verdanken. Und worin besteht denn jene gepriesene Sorgenfreiheit? Der Außenseite nach schmeichelt sie sich zwar ein; aber dem Wesen nach ist sie durchaus verwerflich. Es ist nämlich nicht vernunftgemäs, eine sittlich gute Sache oder Handlung, um sich jeder Sorge zu entheben, entweder gar nicht zu übernehmen, oder, wenn man sie übernommen hat, von sich abzuwälzen. Sind wir sorgenscheu, so müssen wir auch tugendscheu werden; denn es liegt im Wesen der Tugend, mit einer gewissen Sorge ihr Gegentheil zu verabscheuen und zu hassen. So haßt und verabscheut der Gutmüthige den Arglistigen, der Enthaltsame den Ausschweifenden, der Tapfere den Feigen; daher kann man wahrnehmen, wie der Gerechte über Ungerechtigkeiten, der Kraftvolle über den Schwachen, der Enthaltsame über den Ausschweifenden sich am meisten betrübt. Darum ist die Freude am Guten, die Betrübniß über das Böse die Eigenschaft eines durch Grundsätze geregelten Gemüthes. Wofern also den Weisen auch Seelenschmerz trifft, was gewiß der Fall ist, wenn wir anders nicht alles menschliche Gefühl aus seinem Gemüth ausgerottet wissen wollen, warum sollen wir denn die Freundschaft deswegen ganz aus dem Leben verbannen, um aller Beschwerlichkeiten von ihrer Seite überhoben zu seyn? Denn will man alle lebhaftern Regungen des Herzens verbannen, was ist denn noch für ein Unterschied — ich will nicht sagen, zwischen dem Menschen und dem Vieh, sondern — zwischen dem Menschen und einem Stein oder Kloz oder andern leblosen Dingen? Die verdienen doch wohl kein Gehör, welche meinen, die Tugend müsse hart und gleichsam von Eisen

seyn: sie ist in vielen andern Fällen, besonders aber in der Freundschaft sanft und geschmeidig, so daß, wenn dem Freunde Glück zu Theil wird, das Herz sich erweitert, und trifft ihn Unglück, sich beengt fühlt. Darum ist die Beklemmung des Herzens, welche man oft für den Freund sich gefallen lassen muß, kein Grund, die Freundschaft aus dem Leben zu verbannen, ebenso wenig, als man die Tugend verwerflich findet, weil sie uns manchmal Sorgen und Beschwerden auflegt.

14. Schon oben habe ich bemerkt, daß eigentlich das die Freundschaft anknüpft, daß man bei Jemanden ein einleuchtendes Kennzeichen der Tugend wahrnimmt, an welche sich sodann ein gleichgesinntes Gemüth mit Neigung anschließt. In diesem Fall muß nothwendig Liebe entstehen. Giebt es wohl eine größere Thorheit, als wenn wir an so manchen eitlen Dingen eine Freude finden, z. B. an äußerer Ehre, an Ruhm, an schönen Gebäuden und schönen Kleidern, an Putz, während ein mit Tugend begabtes Gemüth, welches der Liebe und Gegenliebe fähig ist, uns keine gar große Freude macht? Nichts ist ja erfreulicher, als Erwiederung des Wohlwollens, als gegenseitige Austauschung der Neigungen und Dienstleistungen. Nehmen wir noch den mit Recht hierher gehörigen Umstand dazu, daß nichts so anlockend und anziehend ist, als die Aehnlichkeit bei der Freundschaft, so ergiebt sich unstreitig daraus die Wahrheit, daß der Gute nur den Guten lieben und den annehmen soll, der gleichsam durch eine natürliche Verwandtschaft an ihn gebunden ist. Denn nichts greift mit größerer Begierde nach Aehnlichkeit, als die Natur. Deßwegen ist, mein Fannius und Scävola,

für mich wenigstens das entschieden: zwischen guten und rechtschaffenen Menschen waltet ein nothwendiges Wohlwollen ob, und dieses Wohlwollen ist die natürliche Quelle der Freundschaft. Allein eben diese natürliche Herzensgüte erstreckt sich auch auf Viele. Denn die Tugend ist nicht gleichgültig gegen den Menschen, nicht gefühllos, nicht übermüthig; ja sie beschützt sogar ganze Völker, und pflegt für ihr Wohl auf's beste zu sorgen; was sie gewiß nicht thun würde, wenn sie der allgemeinen Menschenliebe ganz abhold wäre. — Aber auch diejenigen, welche sich die Freundschaften um äußerer Vortheile willen geschlossen denken, scheinen mir das liebenswürdige Band der Freundschaft aufzuheben. Denn ein durch den Freund errungener Vortheil gewährt nicht so viel Freude, als die Liebe des Freundes selbst. Dann erst ist das, was vom Freunde kommt, angenehm, wann es mit aus liebevollem Herzen kommt; und anstatt, daß Freundschaften um der Hülfsbedürftigkeit willen geehrt werden sollten, sind vielmehr solche Menschen, welche beim Besitz ihrer Macht und ihres Reichthums, und besonders beim Besitz der Tugend, in welcher man ohnehin den meisten Schutz und die meiste Hülfe findet, Anderer am wenigsten bedürfen, immer die freigebigsten und wohlthätigsten; und vielleicht wäre es nicht einmal zweckmäßig, wenn Freunde nie Bedürfnisse fühlten. Denn wo hätte sich je von unserer Seite eine Zuneigung lebendig äußern können, wenn Scipio nie meines Raths, nie meiner Hülfe, weder zu Hause noch im Felde benöthigt gewesen wäre? Die Freundschaft war also nicht Folge des Nutzens, sondern der Nutzen Folge der Freundschaft.

15. Weichlinge, die im Vergnügen schwimmen, verdienen daher kein Gehör, wenn sie einmal von der Freundschaft sprechen, welche sie weder aus der Erfahrung, noch aus der Vernunft erkannt haben. Denn — bei Allem, was Göttern und Menschen heilig ist! — wer möchte wohl in allem möglichen Ueberfluß leben und Alles zur Fülle genießen, unter der Bedingung, daß er Niemand lieben, und selbst von Niemand geliebt werden dürfte? Von der Art ist ja das Leben der Tyrannen, wo natürlich keine Treue, keine Liebe, kein Vertrauen auf dauerndes Wohlwollen statt findet; wo Alles nur Verdacht und Besorgniß einflößt, und für die Freundschaft sich keine Stelle findet. Denn wer wollte den lieben, welchen er fürchtet, oder denjenigen, von dem er gefürchtet zu werden glaubt? Erheuchelte Freundschaften giebt es jedoch, denen man sich wenigstens auf einige Zeit widmet. Erfolgt aber etwa ein Sturz — und dieser Fall ist nicht ungewöhnlich — dann erkennt man erst, wie arm an Freunden man war. So soll Tarquinius, der Despot, gesagt haben, „wer seine treuen, und wer seine untreuen Freunde gewesen, das habe er erst nach seiner Verbannung eingesehen, wo er nicht mehr im Stande war, es beiden Theilen zu vergelten.“ Wiewohl ich es unbegreiflich finde, wie ein Mann von so berüchtigtem Uebermuth und Ungestüm nur einen Freund besitzen konnte. Und so wie der Charakter des genannten Mannes der Erwerbung wahrer Freunde unfähig war, so schließt auch oft die Gewalt des Uebermächtigen treue Freundschaft aus. Denn nicht allein ist die Glücksgöttin selbst blind, sondern sie verblendet auch ihre meisten Günstlinge. Darum erheben sich diese gewöhnlich in ihrem Hochmuth und Eigensinn; und

es kann nichts unerträglicheres geben, als einen Thoren, der dem Glücke im Schoose sitzt. Und auch die Bemerkung läßt sich machen, daß der erlangte Besitz von Herrschaft und Gewalt und die Versetzung in glückliche Lebensverhältnisse bei solchen Menschen, welche früher ein gefälliges Betragen zeigten, eine Veränderung herbeiführt, in der sie alte Freunde verschmähen, und neuen sich ergeben. Giebt es aber eine größere Thorheit, als die Vortheile, welche Reichthum, Ueberfluß und Macht gewähren, so zu benützen, daß man sich zwar das verschafft, was man um Geld haben kann, z. B. Pferde, Diener, schöne Kleider, kostbare Gefäße, aber keine Freunde, welche doch, wenn ich so sagen darf, der beste und schönste Hausrath im Leben sind? Wenn man sich alles Uebrige verschafft, so weiß man nicht, für wen man es sich verschafft, und für wen man sich so viel Mühe giebt. Jedes dieser Dinge kann dem Stärkern zufallen. Die Freundschaft aber ist ein dauernder und zuverlässiger Besitz für Jeden; ja wenn auch jene Dinge blieben, die gleichsam Geschenke des Glücks sind, so müßte doch ein Leben, das die Freundschaft nicht verschönert, und das so ganz verlassen wäre, freudenleer seyn. — Doch genug hiervon!

16. Wir haben jetzt die Schranken und das Gebiet der Freundschaft zu bestimmen. Hierüber gelten, soviel ich weiß, drei Ansichten, von denen ich aber keine gut heißen kann. Die erste verlangt: „Wir sollen gegen unsre Freunde eben so gesinnt seyn, wie gegen uns selbst"; die zweite: „Unsre wohlwollende Liebe gegen unsre Freunde soll der wohlwollenden Liebe letzterer gegen uns selbst in gleichem Maaße entsprechen"; die dritte: „Jeder soll von seinem

Freunde so hoch geschäzt werden, als er sich selbst schätzt." Keiner dieser Ansichten kann ich vollkommen beipflichten. Schon die erste ist nicht wahr, nach welcher man gegen den Freund eben so gesinnt seyn soll, wie gegen sich selbst. Wie viel thun wir unsern Freunden zu lieb, was wir uns zu lieb nicht thun würden! z. B. wenn wir mit Bitten, ja mit demüthigem Flehen an einen Unwürdigen uns wenden, wenn wir heftig auf Jemand losfahren und eindringen. Dieses alles verbietet uns in unsrer eignen Angelegenheit die Ehre, während es für den Freund auf's vollkommenste mit derselben sich verträgt. Es giebt auch Vieles, wo rechtschaffene Männer ihrem eigenen Vortheil selbst Abbruch thun oder thun lassen, um den Genuß davon lieber dem Freunde, als sich selbst zuzuwenden. — Die zweite Ansicht bezieht die Freundschaft auf gleiche Dienstleistungen und Gesinnungen. Das heißt wahrhaftig die Freundschaft auf eine gar zu kleinliche Weise berechnen, wenn die Rechnung der Einnahme und Ausgabe miteinander gerade aufgehen muß. Die wahre Freundschaft ist meiner Meinung nach reicher, läßt Andern mehr zufließen; und hält nicht streng darauf, ja nicht mehr auszugeben, als sie einnimmt. Denn es ist für sie nicht zu befürchten, es möchte etwas entfallen, oder auf den Boden laufen, oder es möchte etwas der Freundschaft über die Gebühr zugewendet werden. — Die verwerflichste Art der Bestimmung des Gebiets der Freundschaft ist die dritte, zufolge deren Jeder seinen Freund nur so hoch schätzen soll, als er sich selbst schätzt. Denn es giebt Menschen, bei denen öfters entweder das Herz ganz entmuthigt, oder die Hoffnung auf die Verbesserung ihrer Glücksumstände zu sehr niedergeschlagen

ist. Es ist deshalb des Freundes unwürdig, sich so gegen den Freund zu verhalten, wie dieser gegen sich selbst ist; vielmehr muß er das zu erstreben und zu bewirken suchen, daß er den gesunkenen Muth seines Freundes aufrichte, und ihn wieder auf bessere Hoffnungen und Gedanken bringe. — Auf eine andere Art muß also das Gebiet der wahren Freundschaft bestimmt werden. Vorher aber will ich noch das aussprechen, was Scipio am meisten zu mißbilligen pflegte. „Keinen Ausspruch", sagte er, „giebt es, welcher mit der Freundschaft in so feindseligem Widerstreit steht, als der: man müsse seinen Freund so lieben, wie wenn man ihn einmal wieder hassen müßte." Auch konnte Scipio seiner eignen Aeußerung zufolge nie zu der allgemein verbreiteten Ueberzeugung gebracht werden, daß dieser Ausspruch von Bias, einem der sieben Weisen, herrühre; vielmehr schrieb er denselben einem schmutzigen, oder ehr- und herrschsüchtigen Menschen zu. Wie kann man denn ein Freund dessen seyn, dessen Feind zu werden man für möglich hält? Im Gegentheil, man wird in diesem Fall sogar begierig wünschen müssen, daß der Freund recht oft fehle, um mehr Veranlassung zu finden, ihn zu tadeln. Auf der andern Seite werden seine edeln Handlungen und sein Glück Bekümmerniß, Verdruß und Neid erregen müssen. Daher führt jene Vorschrift, sie mag nun kommen, von wem sie will, auf Vernichtung der Freundschaft. Eher mußte der Grundsatz aufgestellt werden: „Man soll in der Wahl seiner Freunde die nöthige Sorgfalt anwenden, damit man nie Einen zu lieben anfange, den man einmal hassen konnte." Sollte auch die Wahl unsrer Freunde nicht ganz glücklich

ausgefallen seyn, so muß man, meinte Scipio, sich lieber darein ergeben, als auf eine Gelegenheit zu Feindschaft sinnen.

17. Meiner Ansicht nach hat man daher in der Freundschaft an folgende Bestimmungen sich zu halten: Unter Freunden muß, die Reinheit ihres Charakters vorausgesetzt, eine unbedingte Gemeinschaft aller Dinge, aller Absichten und aller Meinungen statt finden. Ja man darf sogar, wenn der Fall eintreten sollte, wo widerrechtliche Wünsche des Freundes zu unterstützen sind, z. B. bei Vorfällen, wo das Leben oder der gute Name des Freundes auf dem Spiel steht, von der geraden Bahn des Rechts etwas abgehen. Nur muß dabei eine grobe Verletzung der Ehre vermieden werden. Bis auf einen gewissen Punkt kann man der Freundschaft Einiges zu gut halten. Aber gegen unsern guten Namen dürfen wir nicht gleichgültig seyn, und man hat das Wohlwollen seiner Mitbürger als ein bedeutendes Schutz- und Hülfsmittel für die öffentliche Thätigkeit zu betrachten; dasselbe jedoch durch Schmeicheln und Augendienerei zu erbetteln, ist entehrend. Die Tugend, welche herzliche Liebe Anderer zu Folge hat, darf man durchaus nicht hintansetzen. Allein schon oft — ich komme nämlich auf Scipio zurück, welcher das Hauptwort über die Freundschaft führte — beklagte sich dieser Mann, „die Menschen seyen in allen andern Dingen sorgfältiger. Jeder wisse zwar, wie viel er Ziegen und Schafe habe, aber nicht, wie viele Freunde. Auf die Anschaffung der erstern verwenden die Leute Mühe und Fleiß, in der Wahl der Freunde hingegen seyen sie nachläßig; es fehle ihnen gleichsam an Kennzeichen und Merkmalen, an denen sie diejenigen zu erkennen im Stande wären, welche

der Freundschaft fähig sind." Männer von festem, sicherem und beständigem Charakter sind es also, die wir uns zu Freunden wählen müssen. Deren giebt es freilich wenige; und ohne Prüfung ist ohnehin die Beurtheilung schwer. Diese Prüfung aber läßt sich erst während der Freundschaft selbst anstellen; so aber eilt die letztere dem Urtheil vor, und raubt uns die Möglichkeit der Prüfung. Die Klugheit verlangt daher, dem ungestümen Drängen des Wohlwollens, wie dem Laufe eines Wagens, Einhalt zu thun, und zwar, wie man von Pferden erst nach angestellten Versuchen Gebrauch macht, so soll man sich Freundschaften erst dann überlassen, wann der Charakter der Freunde einigermaßen erprobt ist. Manche verrathen ihre Schwäche schon bei einer kleinen Geldsumme, Andere geben sie bei einer großen zu erkennen, wenn eine kleine keinen Eindruck auf sie machen konnte. Sollten sich aber auch welche finden, die es für schmutzig halten, das Geld der Freundschaft vorzuziehen, wo werden wir sodann diejenigen finden, welche Ehrenstellen, obrigkeitliche Aemter, Befehlshaberstellen, Gewalt und Macht der Freundschaft nicht vorziehen, und im Fall ihnen in der einen Waagschaale diese Güter, in der andern die Freundschaft mit ihren Rechten und Pflichten zur Wahl vorgelegt würde, nicht bei weitem jenen Gütern den Vorzug geben würden? Die menschliche Natur ist zu schwach, um gleichgültig gegen den Reiz der Macht zu seyn. Und hat man sich selbst mit Aufopferung der Freundschaft in den Besitz der Letztern gesetzt, so glaubt man doch darin eine Entschädigung zu finden, daß man nicht ohne wichtige Beweggründe die Freundschaft aufgegeben hat. Darum findet man wahre

Freundschaften so selten bei Männern, die in öffentlichen Staatsämtern stehen. Denn wo willst du den Mann finden, welcher die Ehre des Freundes der eigenen vorzöge? Ferner — wie lästig, wie drückend ist für die Meisten die Theilnahme am Unglück! Dazu will sich nicht leicht Jemand bequemen. Zwar hat Ennius Recht, wenn er sagt:

Ein sichrer Freund bewähret sich im Wankelmuth des Glücks.

Dessen ungeachtet giebt es zwei Fälle, wo die meisten Menschen der Schwachheit und Flatterhaftigkeit überführt werden müssen: erstens wenn sie den Freund in ihrem Glück verachten; zweitens wenn sie ihn in seinem Unglück im Stiche lassen.

18. Wer also in beiden Fällen, im Glück wie im Unglück, sich ernsthaft, beständig und unwandelbar bewiesen, den müssen wir zu einem höchst seltenen Schlage von Menschen, ja fast unter die Götter zählen. Der Grundpfeiler dieser festen Dauer, welche wir in der Freundschaft suchen, ist die Treue. Denn Standhaftigkeit und Treulosigkeit widersprechen sich einander. Der Freund, den wir wählen, muß ausserdem ohne Falsch seyn, sich mittheilen, und mit uns in seiner Denkungsart übereinstimmen, daß er also von gleichen Eindrücken wie wir bewegt wird. Lauter Eigenschaften, welche zur Treue gehören. Denn ein Gemüth voll Falten und Krümmungen kann nicht treu seyn; und wahrhaftig auch der kann nicht treu oder beständig seyn, der nicht für gleiche Eindrücke mit uns empfänglich ist, noch seinem Wesen nach mit uns übereinstimmt. Dazu kommt, daß der Freund weder selbst Freude daran finden soll, Andre anzuschuldigen, noch den von Andern vorgebrachten Anschuldigungen Glauben schenkt. Alles dieses sind Erfordernisse der bis jetzt abgehan-

delten Beständigkeit. So bestätigt sich die Wahrheit des oben aufgestellten Satzes:*) „Die Freundschaft ist nur unter tugendhaften Menschen gedenkbar." Denn der Tugendhafte, welchen wir auch den Weisen nennen dürfen, beobachtet in der Freundschaft folgende zwei Grundsätze: Erstens keine Verstellung, keine Heuchelei darf statt finden; denn sogar Andre zu hassen, ist, wenn es offen geschieht, noch edler, als die Gesinnung unter verstellter Miene zu verbergen. Zweitens hat man nicht blos vorgebrachte Anschuldigungen abzuweisen, sondern man soll auch sich selbst nicht gerne dem Argwohn hingeben, und nicht immer glauben, der Freund habe seine Pflicht gegen uns verletzt. Dazu muß sich eine gewisse Freundlichkeit in der Unterhaltung, und Anmuth der Sitten gesellen, eine nicht unbedeutende Würze der Freundschaft. Ein finsteres und stets ernstes Benehmen — es giebt freilich uns eine gewisse Würde; allein die Freundschaft muß aufgeräumter, zwangloser, lieblicher und für Freundlichkeit und Gefälligkeit empfänglicher seyn.

19. Es entsteht hier die etwas schwierige Frage, ob nicht zuweilen neue Freunde, die unsere Freundschaft verdienen, alten Freunden vorzuziehen sind, wie man z. B. jungen Pferden vor alten den Vorzug zu geben pflegt? Wahrhaftig eine des Menschen unwürdige Bedenklichkeit! Denn der Freundschaft darf man nicht überdrüssig werden, wie anderer Dinge. Je älter die Freundschaften sind, desto lieblicher sind sie, wie Weine, die sich lange gehalten haben; und wahr ist das Sprüchwort: „Man muß viele Scheffel Salz mit einan-

*) Kap. 5.

der aufgezehrt haben, wenn das Werk der Freundschaft vollendet seyn soll.“ Neue Freundschaftsbündnisse darf man nicht verschmähen, wenn sie uns, wie Gewächse, die gut einschlagen, die Hoffnung einstiger Frucht gewähren. Alte Freundschaften jedoch müssen ihren Rang behaupten. Denn die Macht der Gewohnheit und des Alters ist sehr groß. Ja, um bei dem Gleichniß des Pferdes zu bleiben, das ich so eben gebraucht, Jedermann bedient sich doch, vorausgesetzt, daß kein anderes da ist, lieber eines Pferdes', an das er gewöhnt ist, als eines neuen und noch nicht abgerichteten; und nicht nur im Thierreich, sondern auch im Umfang der leblosen Natur äußert die Gewohnheit ihre Macht, da wir sogar an gebirgigen und waldreichen Gegenden ein Vergnügen finden, wenn wir uns lange Zeit in denselben aufgehalten haben. — Aber es ist von höchster Wichtigkeit in der Freundschaft, daß der Höhere sich dem Geringern gleichstelle. Denn oft giebt es einzelne ausgezeichnete Personen, wie z. B. Scipio in unsrem Verein, wenn ich so sagen darf. Nie maßte sich dieser Mann einen Vorzug vor Philus an, nie vor Rupilius, nie vor Mummius, nie vor Freunden niedrigern Standes. Ja seinem Bruder Quintus Maximus, einem vortrefflichen Manne, erwies er, unerachtet ihm dieser an Rang weit nachstand, dennoch, weil er älter war, eine Achtung, wie sie nur einem Höhern gebührt; und es war ihm mehr darum zu thun, daß die Seinigen durch ihn zu höherem Ansehen gehoben würden. Diese Handlungsweise verdient allgemeine Nachahmung. Aus diesem Grunde sollte Jeder, der irgend einen sittlichen oder geistigen Vorzug erreicht, oder irgend ein besonderes Glück gemacht hat, alle

diese Vorzüge den Seinigen zu gut kommen, und an denselben seine nächsten Angehörigen Theil nehmen lassen. Denen sodann, welche von gemeinen Eltern abstammen, oder Verwandte haben, schwach an Muth und arm an Glück, sollte er ihre Umstände verbessern, und ihnen zu Ansehen und Ehre verhelfen. Beispiele davon giebt uns die Fabelwelt, wo diejenigen, welche ihrer unbekannten Geburt und Abkunft wegen eine Zeitlang in Dienstbarkeit lebten, auch nach Entdeckung ihrer Abstammung von Göttern oder Königen doch z. B. ihrer Liebe zu den Hirten treu blieben, in denen sie viele Jahre lang ihre Väter zu sehen glaubten. Sind aber die wahren Eltern bekannt, so sind wir zu einem solchen Betragen gewiß um so mehr verpflichtet. Denn von Vorzügen des Geistes und Herzens, überhaupt von jeder Auszeichnung zieht man alsdann den größten Genuß, wenn man ihn einem Jeden in dem Grade, als er uns näher liegt, zufließen läßt.

20. Ist es aber im engen Bunde der Freundschaft oder sonstiger Verknüpfung Pflicht für den Höhern, sich Freunden geringern Standes gleichzustellen, so ist es auf der andern Seite Pflicht der Letztern, nicht darüber empfindlich zu seyn, wenn ihre Freunde sie an Vorzügen des Geistes oder des Glücks oder an Würde übertreffen. Allein die Meisten wissen immer etwas zu klagen, oder dem Freunde Vorwürfe zu machen, und dieß um so mehr, wenn sie glauben, Fälle anführen zu können, wo sie selbst auf eine dienstfertige und liebevolle Weise mit eigener Anstrengung für den Freund etwas gethan haben. Gewiß eine verhaßte Menschengattung, welche Andern Wohlthaten vorrückt, deren bloß der Empfänger gedenken, aber, wer sie erwies, nicht erwähnen soll. So

wie sich also die Höhern in der Freundschaft herablassen sollen, so sollen sie auch Niedrigere zu erheben suchen. Denn Manche machen sich selbst die Freundschaft dadurch zur Last, daß sie glauben, gering geschätzt zu seyn. Dieß ist gewöhnlich bei denen der Fall, welche sich selbst der Geringschätzung werth halten; und man muß ihnen diesen Wahn nicht nur durch Vorstellungen, sondern auch durch thätige Beweise der Achtung zu benehmen suchen. Unsere Wirksamkeit im Dienste der Freundschaft muß sich erstlich nach dem Maas unserer eigenen Kraft, zweitens nach den Graden der Fähigkeit des Freundes richten, welcher der Gegenstand unserer Liebe und Fürsorge ist. Denn wie überwiegend auch unser Einfluß seyn mag, so können wir doch nicht alle die Unsrigen zu den ansehnlichsten Ehrenstellen erheben. So konnte z. B. Scipio zwar wohl dem Publius Rupilius, nicht aber dessen Bruder Lucius das Consulat verschaffen. Gesetzt aber auch, wir könnten dem Andern, was wir auch immer wollten, zuwenden, so haben wir doch darauf zu sehen, was er zu leisten vermag. Ueberhaupt hat man den Werth der Freundschaft erst dann zu bestimmen, wann Verstand, Charakter und Alter eine gewisse Festigkeit und Reife erlangt haben. Auch sind solche, welche etwa in früherer Jugend die Jagd oder das Ballspiel leidenschaftlich liebten, nicht als verpflichtet zu betrachten, gerade diejenigen als ihre Freunde anzusehen, welche sie damals eben wegen ihres Geschmacks an gleicher Belustigung geliebt haben. Denn käme es hierauf an, so möchten unsere Wärterinnen und Erzieher nach dem Rechte der frühern Bekanntschaft auf die meiste Liebe Anspruch zu machen haben. Man darf diese freilich nicht vernachlässigen

allein mit der ihnen gebührenden Achtung hat es eine andre Bewandtniß. Ohne diese Rücksicht kann die Freundschaft nicht von dauerhaftem Bestande seyn. Denn ungleiche Charaktere haben auch ungleiche Neigungen in ihrem Gefolge, und eben diese Verschiedenheit entzweit Freunde; und aus keinem andern Grunde ist es unmöglich, daß unter guten und schlechten Menschen Freundschaft obwalte, als weil hier der Abstand der Charaktere und Neigungen auf dem gedenkbar höchsten Grade steht. Mit Recht kann man in der Freundschaft auch die Regel aufstellen, es soll, was so oft der Fall ist, kein übertriebenes Wohlwollen unsere Freunde an der Ausführung gemeinnütziger Unternehmungen hindern. Denn, um zu der Fabelwelt zurückzukehren, Neoptolemus hätte Troja nicht erobern können, wenn er den Lycomedes, bei dem er erzogen worden war, willfahrt hätte, als er ihn mit vielen Thränen von seinem Zuge abzuhalten suchte. Und oft treten wichtige Fälle ein, wo man sich von Freunden trennen muß. Wer nur diese Fälle zu entfernen sucht, weil sein Herz die Sehnsucht nach dem abwesenden Freunde nicht ertragen kann, der zeigt ein schwaches und weichliches Gemüth, und eben deshalb zu wenig rechtlichen Sinn gegen seinen Freund. Und doch sollte man stets sowohl die Aufforderungen beachten, die man an den Freund macht, als auch die Bitten, welche man ihm gewähren darf.

21. Zuweilen tritt aber auch die unglückliche Nothwendigkeit für uns ein, geschlossene Freundschaftsverbindungen wieder aufzuheben. Unser Vortrag steigt jetzt nämlich von den freundschaftlichen Verbindungen des Weisen auf die alltäglichen Freundschaften herab. Oft lassen sich Freunde Feh-

ler zu Schulden kommen, das Einemal gegen Freunde, das Anderemal gegen Fremde, wovon jedoch immer die Schande auf die Freunde selbst zurück fällt. Solche Freundschaften muß man durch Nachlassung des Umgangs allmählig erlöschen lassen, und ein solches Band, wie ich Cato sagen hörte, eher auftrennen, als zerschneiden; es hätte sich denn der beleidigende Freund mit so unerträglicher Heftigkeit gegen uns benommen, daß es weder recht, noch schicklich, noch überhaupt möglich bliebe, die innere Lossagung und äußere Trennung auch nur einen Augenblick aufzuschieben. Haben hingegen, ein Fall, der gewöhnlich ist, Charakter und Neigungen sich geändert, oder hat politische Parteisucht Mißhelligkeiten herbeigeführt — ich rede jetzt nämlich, wie ich kurz zuvor bemerkt, nicht von den Freundschaften der Weisen, sondern von den alltäglichen — so hat man sich davor zu hüten, daß es nicht das Ansehen gewinne, als wäre nicht blos die Freundschaft aufgehoben, sondern auch Feindschaft in die Gesinnung aufgenommen worden. Denn nichts entehrt mehr, als mit demjenigen Krieg zu führen, mit welchem man vorher auf einem freundschaftlichen Fuße gelebt hat. Von der Freundschaft des Quintus Pompejus hatte sich Scipio, wie ihr wißt, mir zu lieb zurückgezogen; wegen eines Streites aber über eine Staatsangelegenheit sagte er sich von meinem Amtsgenossen Metellus los. Bei beiden Veranlassungen handelte er mit Ernst, Würde und ohne bittere Kränkung. Mit Fleiß muß man daher vor Allem zu verhindern suchen, daß keine Trennungen zwischen Freunden statt finden; wenn sich aber etwas der Art zuträgt, so muß das Licht der Freundschaft mehr allmählig erlöschen, als mit Gewalt ausgeschla-

gen werden. Ferner hüte man sich, daß Freundschaften nicht in bittere Feindschaften übergehen. Daraus entstehen nur Zänkereien, Schmähungen und Beschimpfungen. Selbst diese muß man, wenn sie erträglich sind, sich gefallen lassen; und man ist der alten Freundschaft so viel Ehre schuldig, daß nur Einer, der Beleidiger, die Schuld trage, nicht der Beleidigte. Gegen alle diese Gebrechen und Nachtheile giebt es ein Verwahrungsmittel und eine Vorsichtsregel: wir sollen nicht gar zu schnell und nur solche zu lieben anfangen, die unsrer Liebe auch wirklich würdig sind. Würdig unsrer Freundschaft sind aber diejenigen, in welchen selbst der Grund liegt, der sie der Liebe werth macht. Freilich eine Seltenheit! Aber alles Vortreffliche ist selten, und nichts ist schwieriger, als etwas aufzufinden, was in seiner Art nach allen Beziehungen vollkommen wäre. Aber die meisten Menschen kennen in der Welt nichts Gutes, als was ihnen Nutzen bringt; und sie lieben unter ihren Freunden, wie unter ihren Viehherden, am meisten diejenigen, welche ihnen den größten Gewinn versprechen. So entehren sie jene so schöne und so natürliche Freundschaft, die an und für sich wünschenswerth ist; und so nehmen sie die Beschaffenheit und den Werth der Freundschaft an sich selbst nicht ab. Denn Jeder liebt sich selbst, nicht, um für diese Liebe von sich den Lohn zu fordern, sondern weil einem Jeden sein eigenes Selbst an und für sich lieb ist. Wenn wir nun dasselbe nicht auch auf die Freundschaft übertragen, so wird sich nie ein wahrer Freund finden. Denn dieser ist gleichsam unser zweites Ich. Dieß zeigt sich schon bei den Thieren, sie mögen in der Luft, oder im Wasser, oder auf dem Lande leben, wild oder zahm

seyn. Erstlich lieben sie sich, ein Trieb, der jedem lebenden Geschöpfe angeboren ist; zweitens suchen sie begierig Wesen ihrer Art auf, um sich an sie anzuschließen, und zwar mit einer Sehnsucht, die mit der Liebe des Menschen Aehnlichkeit hat. Um wie viel mehr muß dieser Trieb in der Natur des Menschen liegen, der sich selbst liebt, der Andere aufsucht, um seine Seele mit der Seele des Andern so innig zu verbinden, daß er aus zwei Seelen gleichsam Eine schafft!

22. Aber die meisten Menschen wünschen sich thörichter, fast möchte ich sagen, unverschämter Weise solche Freunde, wie sie selbst es nicht seyn können; und was sie selbst nicht dem Freunde zu leisten vermögen, das fordern sie von ihm. Die Billigkeit fordert aber zuerst selbst tugendhaft zu seyn, ehe man einen andern sich Aehnlichen zu suchen berechtigt ist. Nur unter solchen Menschen kann jene Beständigkeit der Freundschaft, von der wir schon lange reden, sich befestigen, wenn Männer, welche das Wohlwollen verbindet, zuvörderst diejenigen Gelüste beherrschen, deren Sklaven Andere sind, sodann die Billigkeit und Gerechtigkeit lieben, Einer für den Andern gern Alles übernimmt, und nur das von dem Andern verlangt, was schicklich und recht ist; wenn sie sich gegenseitig nicht nur achten und lieben, sondern auch eine sittliche Scheu vor einander haben. Denn wer die sittliche Scheu aus der Freundschaft verbannt, der nimmt ihr ihre größte Zierde. Darum sind diejenigen von einem verderblichen Irrthum befangen, welche sich einbilden, die Freundschaft öffne eine Freistätte für alle Lüste und Vergehungen. Nicht zur Gefährtin des Lasters hat die Natur die Freundschaft ausersehen, sondern zur Gehülfin der Tugend, damit die Letz-

tere, weil sie nicht für sich allein zum höchsten Ziele gelangen kann, dasselbe in Verbindung und im gemeinschaftlichen Zusammenwirken mit der Freundschaft erreichen möge. Findet irgendwo diese Verbindung in der Gegenwart oder Vergangenheit oder Zukunft statt, so hat man sie als das beste und seligste Geleite auf dem Pfade zum höchsten von der Natur bestimmten Gut anzusehen. Eine solche Verbindung, behaupte ich, ist es, die Alles in sich schließt, was dem Menschen als wünschenswerth erscheint, Ehre, Ruhm, Seelenruhe und frohen Lebensgenuß. Wo diese Güter sind, da ist das selige Leben, ohne sie aber nicht. Wollen wir zum Besitz dieser edelsten und vollkommensten Güter gelangen, so müssen wir uns der Tugend befleißigen, ohne welche uns weder die Freundschaft noch sonst ein wünschenswerthes Gut zu Theil werden kann. Wer aber, ohne die Tugend zu achten, gleichwohl Freunde zu haben wähnt, wird dann erst seine Täuschung gewahr werden, wann irgend ein großer Unfall ihn nöthigt, dieselben auf die Probe zu stellen. Darum, und ich kann dieß nicht oft genug wiederholen, muß die Prüfung der Liebe, nicht die Liebe der Prüfung vorangehen. Oft genug werden wir für unsre Nachläßigkeit gestraft, am meisten aber in der Wahl und Behandlung unsrer Freunde. Denn oft wollen wir hintennach klug seyn, und „vorher wird gethan, nachher erst gedacht," was uns schon ein altes Sprüchwort untersagt. Von allen Seiten theils durch täglichen Umgang, theils auch durch Dienstverpflichtungen mit einander verwickelt, zerreißen wir dann mit Einemmale beim kleinsten Anstoß mitten im Laufe das Band der Freundschaft.

23. Um so mehr ist daher eine so große Achtlosigkeit in einer Angelegenheit, die so wichtig und so nothwendig ist, zu tadeln. Denn die Freundschaft ist der einzige Gegenstand in der Welt, über dessen Werth unter Allen nur Eine Stimme herrscht. Wiewohl Manche dabei sogar die Tugend zurücksetzen, und sie für etwas ausgeben, womit man prahlen und prangen wolle. Viele sehen auf den Reichthum mit Verachtung herab, indem sie, auf Weniges sich beschränkend, sich mit einem sparsamen Lebensaufwand begnügen. Ferner — Ehrenstellen, die von Manchen mit leidenschaftlicher Begierde gesucht werden, wie viele Menschen schätzen sie so gering, daß sie nichts für eitler, nichts für geringfügiger halten! Eben so giebt es sehr Viele, welche andere Dinge, die von Manchen bewundert werden, für nichts achten. Ueber die Freundschaft herrscht allgemein nur Eine Ansicht. Staatsmänner, Gelehrte, Amtlose, Gewerbsleute, und solche, die nur dem Vergnügen leben, sind, wenn sie nur einigermaßen wie Gebildete leben wollen, der Meinung, daß es ohne Freundschaft so gut wie kein Leben gebe; die Freundschaft schleicht sich auf eine uns unerklärliche Weise in aller Menschen Leben ein, und läßt keine Lebensweise ohne ihren Einfluß. Wäre auch Jemand von so rauher und unempfindlicher Gemüthsart, daß er allen Umgang mit Menschen flöhe und haßte, wie uns die Geschichte ein Beispiel aus Athen in der Person eines gewissen Timon aufstellt, so könnte ein solcher Mensch es doch wohl nicht über sich gewinnen, sich nicht nach Jemanden umzusehen, bei dem er das Gift seiner bittern Laune ausschütten kann. Die Wahrheit dieser Behauptung würde dann wohl am besten erkannt werden, wann der Fall mög-

lich wäre, daß eine Gottheit uns aus diesem Gewühl der menschlichen Gesellschaft entrückte, in irgend eine Einöde versetzte, und uns hier zwar alle Mittel zur Befriedigung unsrer Naturbedürfnisse in reichem Maß darreichte, aber dabei uns alle Gelegenheit entzöge, eines Menschen ansichtig zu werden. Wer würde wohl so gefühllos seyn, und ein solches Leben aushalten können? Wem würde nicht dieses Alleinseyn alle angenehmen Lebensgenüsse rauben? Wahr ist also jener Ausspruch, den, wenn ich nicht irre, der Tarentiner Archytas im Munde führte, (ich hörte ihn oft von unsern Greisen, auf die er sich von frühern Greisen verpflanzt hatte): „Könnte Jemand in den Himmel steigen, und von dort aus die Beschaffenheit des Weltbaus und die Schönheit der Gestirne genau betrachten, so würde für ihn jener wundervolle Anblick ohne Reiz bleiben, der dagegen ganz entzückend gewesen wäre, wenn er Jemanden zur Seite gehabt hätte, dem er es hätte erzählen können." So liebt die Natur durchaus nicht die Einsamkeit, sondern strebt immer nach einer Stütze; und je freundlicher diese ist, desto angenehmer ist sie.

24. Aber obgleich eben diese Natur es ist, die durch so viele Kennzeichen zu verstehen giebt, was sie will, was sie sucht, und was sie bedarf, so sind wir doch auf eine unbegreifliche Weise taub gegen ihre Stimme, und horchen nicht auf ihre Mahnungen. Denn vielfach und mannigfaltig sind die Erfahrungen, die man in der Freundschaft macht; und zahlreich sind die Veranlassungen zu Argwohn und Anstoß. Diese theils zu vermeiden, theils zu mildern, theils zu ertragen, ist Pflicht des Weisen. Eine Art des Anstoßes muß ganz besonders gemildert werden, damit Wahrheit und Vertrauen

sich in der Freundschaft erhalten. Freunde bedürfen nämlich nicht selten der Zurechtweisung und des Tadels, den man, wenn er mit wohlwollendem Sinn gegeben wird, freundschaftlich aufnehmen muß. Aber leider nur zu wahr ist, was mein Freund Terenz in seinem Mädchen von Andros (I, 41) *) sagt:

Willfährigkeit erwecket Freunde, Wahrheit Haß.

Es ist etwas Widriges um die Wahrheit, wenn aus ihr Haß entspringt. Dieser ist das Gift der Freundschaft. Allein die Willfährigkeit hat noch weit widerwärtigere Folgen, weil sie den Vergehungen nachsieht, und den Freund jählings in's Verderben stürzen läßt. Die meiste Schuld aber trägt der, welcher die Wahrheit verschmäht, und durch schmeichlerisches Gutheißen sich täuschen läßt. Es ist demnach hier alle Rücksicht und Sorgfalt zu beobachten, einmal, daß die Erinnerung des Freundes ohne Bitterkeit, sodann daß der Tadel frei von Beschimpfung bleibe. Dieser Willfährigkeit aber „muß," weil ich gern ein Wort aus Terenz anführe, „Freundschaft zur Seite gehen;" fern bleibe dagegen die Schmeichelei, die Gehülfin der Laster, welche nicht nur eines wahren Freundes, sondern auch eines freien und edlen Mannes unwürdig ist. Denn anders lebt man mit einem Freunde, anders mit einem Tyrannen. Wer aber sein Ohr der Wahrheit so sehr verschließt, daß er sie nicht einmal von seinem Freunde hören will, an dessen Rettung ist zu verzweifeln. Treffend ist jener Einfall Cato's, wie so Vieles von ihm: „Es giebt," sagte er, „Personen, um die sich bittere Feinde oft verdienter machen, als Freunde von angenehmer Höflich-

*) Eine Komödie des Terenz.

keit. Jene reden doch oft die Wahrheit, diese niemals." Es ist in der That ungereimt, daß denen, welche zurechtgewiesen werden, gerade das nicht zuwider ist, was ihnen zuwider seyn sollte, und ihnen hingegen dasjenige ein widriges Gefühl verursacht, was sie nicht so empfinden sollten. Das Vergehen macht ihnen keinen Kummer; blos der Tadel ist ihnen zuwider. Es sollte aber der umgekehrte Fall seyn; das Vergehen sollte ihnen schmerzlich, die Zurechtweisung erfreulich seyn.

25. So wie es nun eine Eigenthümlichkeit der wahren Freundschaft ist, sich gegenseitig zurechtzuweisen, was der eine Theil freimüthig, jedoch ohne Bitterkeit thun, der andere mit Geduld und ohne Sträuben annehmen soll, so darf man auch überzeugt seyn, daß es nichts Verderblicheres in der Freundschaft giebt, als sclavische Kriecherei, niedrige Gefälligkeit und heuchlerische Beifallsbezeugung. Denn mit allen möglichen Worten sollte man dieses Laster brandmarken, ein Eigenthum leichtsinniger und betrügerischer Menschen, die, was sie reden, nicht der Wahrheit gemäß, sondern Andern zu Gefallen reden. Verstellung ist nicht allein in allen Fällen fehlerhaft — denn sie macht die Erkenntniß der Wahrheit unmöglich, oder verfälscht sie — sondern sie steht besonders auch mit der Freundschaft im Widerspruch, weil sie die Wahrheit vernichtet, ohne welche der Name der Freundschaft gehaltlos ist. Das Wesen der Freundschaft besteht ja gerade darin, daß aus zwei Seelen gleichsam Eine wird; wie ist dieß aber möglich, wenn nicht einmal in jedem Einzelnen die Seele sich immer gleich bleibt, sondern wechselnd, veränderlich und

vielfacher Gestaltung fähig ist? Kann wohl Etwas so biegsam und so unstät seyn, als die Seele dessen, der sich nicht blos nach dem Sinn und Willen des Andern, sondern auch nach Wink und Mienen richtet?

Sagt Jemand Nein, ich auch;
Sagt Jemand Ja, ich auch.
Kurz! so gebot ich's mir,
Nur Jedem Recht zu geben.

Auch Worte des Terenz, die er jedoch dem Gnatho (einem Speichellecker) in den Mund legt. Solches Gelichter zuzulassen, verräth Leichtsinn. Stehen vollends solche Gnathone, und deren giebt es Viele, durch Stand, Vermögen und Ruhm über uns, so ist ihre Schmeichelei um so lästiger, da ihr Ansehen ihren eitlen Reden noch Gewicht giebt. Indessen kann der schmeichelnde Freund von dem wahren, bei angewandter Sorgfalt, eben so gut unterschieden und erkannt werden, als man überhaupt alles Geschminkte und Geheuchelte vom Aechten und Wahren unterscheiden kann. Eine Volksversammlung, welche aus den unerfahrensten Leuten besteht, weiß doch gewöhnlich wohl zu unterscheiden zwischen einem nach Volksgunst buhlenden Schmeichler und Wicht, und einem festen, ernsten und ehrwürdigen Bürger. Welch süße Reden ergoß vor nicht langer Zeit Cajus Papirius in die Ohren der Volksversammlung, als er das Gesetz über die Wiedererwählung der Volkstribunen in Vorschlag brachte! Ich sprach dagegen. Doch kein Wort von mir! Lieber will ich von Scipio reden. Welche Würde, ihr unsterblichen Götter, welche Majestät lag in seiner Rede! Gern hätte man

ihn den Anführer des Römischen Volkes genannt *). Doch ihr wart ja zugegen, und die Rede ist in euren Händen. So kam es, daß ein dem Interesse des Volks schmeichelnder Gesetzesvorschlag durch die Abstimmung desselben Volks verworfen wurde. Und um wieder auf mich zu kommen, ihr werdet euch erinnern, wie sehr jenes Gesetz über die Priesterämter, welches Cajus Licinius Crassus, unter dem Consulat des Quintus Maximus, des Bruders von Scipio, in Vorschlag gebracht, auf die Volksgunst berechnet schien. Denn das den Collegien gebührende Wahlrecht **) sollte nach jenem Vorschlage dem Volk übertragen werden, um solche Stellen als besondere Vergünstigung zu ertheilen. Dieser Mann war es, welcher den Anfang gemacht, mit dem Volke, das Gesicht gerade gegen das Forum gewendet, anfragend zu verhandeln. Doch trug unter meiner Vertheidigung die Ehrfurcht vor den unsterblichen Göttern über den sich anpreisenden Vortrag desselben leicht den Sieg davon. Die Verhandlung fiel in die Zeit, wo ich noch Prätor war, fünf Jahre vor meinem Consulat. Es war also nicht sowohl das äußere Ansehen des Redners, als die innere Wahrheit, welche dieser Sache zum Schutze diente.

26. Wenn nun auf der Bühne, ich meine auf der Rednerbühne, wo Erdichtung und Täuschung ganz vorzüglich ihre Stelle finden, die Wahrheit selbst dann, wann sie nur im hellen und klaren Lichte sich zeigt, ihr Gewicht behauptet,

*) Nach der von Gernhard gerechtfertigten Lesart: ut facile ducem populi Romani diceres.

**) Zur Besetzung der Priesterstellen, um sich aus sich selbst zu ergänzen.

wie viel muß sie nicht in der Freundschaft gelten, deren ganzer Werth auf der Wagschaale der Wahrheit abgewogen wird! Läßt in der Freundschaft nicht ein Freund den andern, wie man sagt, ins offene Herz blicken, so giebt es in diesem Verhältniß keine Zuverläßigkeit und keine Gewißheit, nicht einmal Liebe oder Gegenliebe, da man ja nicht weiß, mit welchem Grade von Aufrichtigkeit sie geäußert wird. Indessen kann jene Schmeichelei, so verderblich sie auch ist, doch nur dem schaden, der sie zuläßt und ein Wohlgefallen an ihr findet. Daher kommt es, daß dem Schmeichler am willigsten solche ihr Ohr öffnen, die sich selbst schmeicheln und in sehr hohem Grade selbstgefällig sind. Zwar ist die Tugend allerdings ihr eigener Freund; sie kennt sich ja selbst am genauesten, und weiß, wie liebenswürdig sie ist. Ich rede hier aber auch nicht von der wahren Tugend, sondern von dem Tugenddünkel. Denn derer, welche tugendhaft scheinen wollen, sind mehr, als derer, die es wirklich sind. Die Schmeichelei thut Jenen wohl; und wird an sie ein nach ihrem Geschmack ausgesonnenes Schmeichelwort gerichtet, so nehmen sie eine solche nichtige Rede als ein Zeugniß ihrer Verdienste auf. Das ist nun wohl keine Freundschaft, wenn der Eine die Wahrheit nicht hören mag, und der Andere nur zum Lügen bereit ist. Das lobpreisende Geschwätz der Parasiten (Schmarotzer) in der Komödie würde uns nicht so witzig erscheinen, wenn es nicht an großsprecherische Soldaten gerichtet wäre:

Die Thaïs dankte doch gehorsamst mir? *)

---

*) Terenz im Verschnittenen III, 1.

Es wäre genug gewesen, zu antworten: gehorsamst: aber nein, unterthänigst sagte Gnatho. Immer vergrößert der Schmeichler das, was derjenige, dem er zu Gefallen redet, in großem Maßstabe liebt. Ob nun gleich diese schmeichlerische Nichtigkeit nur bei denen Eingang findet, welche den Schmeichler selbst dazu anreizen und auffordern, so bedürfen doch auch Männer von ernsterem und festerem Sinne der Ermahnung, sich in Acht zu nehmen, um nicht in den Schlingen der verschmizten Schmeichelei gefangen zu werden. Den unverholenen Schmeichler durchschaut freilich Jeder, wenn er anders nicht sehr blödsinnig ist. Aber daß der Verschmizte und Versteckte sich nicht einniste, davor hat man sich sorgfältig zu hüten. Dieser wird nicht so leicht erkannt, weil er seine Schmeichelei oft hinter Widerspruch verbirgt, und unter dem Schein, als stritte er, viel Schönes sagt, zulezt gleichsam die Waffen streckt und sich für überwunden erklärt, nur damit der Getäuschte glauben möge, ihn übersehen zu haben. Was ist aber unwürdiger, als sich so zum Besten haben zu lassen? Und man hat sich zu hüten, daß es einem nicht so ergehe, wie es in der Erbin *) heißt:

Als ärgsten Gecken auf der Bühne willst du mich
Umtreiben heute, mich anschmieren königlich.

Denn die albernsten Rollen auf dem Theater sind immer die der unvorsichtigen und leichtgläubigen Greise. — Doch ich bin in meinem Vortrage, ich weiß nicht wie, von den Freundschaftsbündnissen der Vollkommenen, d. h. der Weisen (ich rede hier von der Weisheit, welche dem Menschen überhaupt erreichbar ist) zu den gemeinen und gehaltlosen Freundschaften abgeschweift. Zu jenen erstern laßt uns wieder zurückkehren, und damit wollen wir endlich unsern Vortrag schließen.

27. Die Tugend, mein Cajus Fannius und du, Quintus Mucius, die Tugend ist es, welche Freundschaften stiftet und erhält. Denn in ihr herrscht Einklang, in ihr Stätigkeit, in ihr Festigkeit. Wenn sie sich emporhebt und ihr

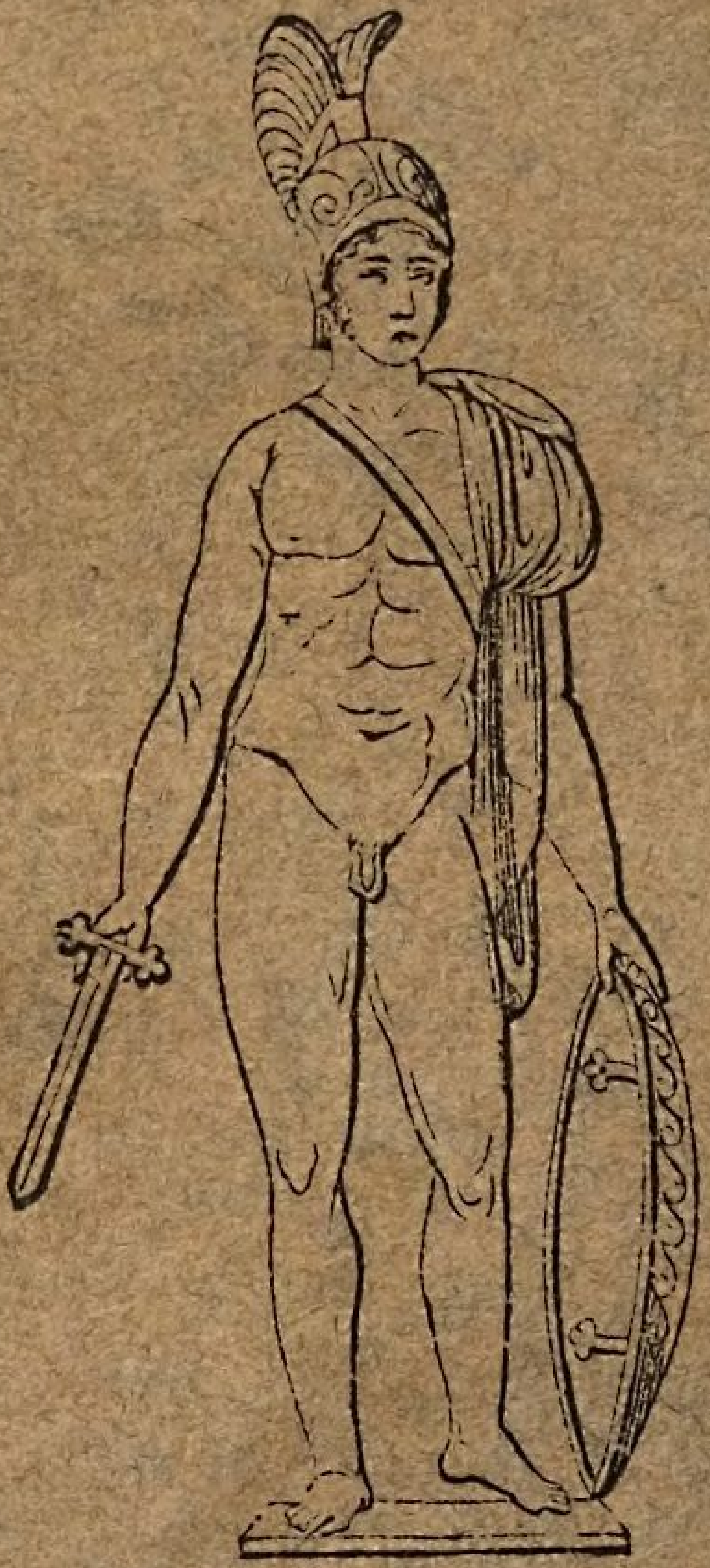
*) Eine Komödie des Römischen Dichters Cäcilius Statius.

Licht leuchten läßt, und ein Aehnliches bei Andern gewahr wird und erkennt, so neigt sie sich hin, und ergreift, was in dem Andern ist; aus welcher Vereinigung die Flamme der gegenseitigen Liebe (amor) oder Freundschaft (amicitia) emporlodert. Denn beide Römischen Ausdrücke (amor und amicitia) kommen von amare her. Amare heißt aber nichts Anderes, als den Gegenstand der Liebe an und für sich werth schätzen, ohne Rücksicht auf eigenes Bedürfniß oder auf eigenen Vortheil; wiewohl auch letzterer der Freundschaft entsproßt, selbst wenn man ihn nicht eigentlich bezweckte. Ein solches Gefühl der Werthschätzung und wohlwollenden Liebe hegte ich in meiner Jugend gegen jene Greise, den Lucius Paulus, Marcus Cato, Cajus Gallus, Publius Nasika, Tiberius Gracchus, den Schwiegervater unsers Scipio. Noch glänzender aber entfaltet sich diese Liebe unter Altersgenossen, wie zwischen mir und Scipio, Lucius Furius, Publius Rupilius und Spurius Mummius. Umgekehrt finden wir als Greise Ruhe und Erholung in der Liebe junger Männer, wie in der eurigen und der des Quintus Tubero. Ja, auch der freundschaftliche Umgang mit dem noch sehr jungen Publius Rutilius und mit Aulus Virginius macht mir Vergnügen; und da nach dem natürlichen Laufe unseres Lebens ein Alter dem andern Platz macht, so ist es freilich sehr zu wünschen, mit denselben Altersgenossen, mit welchen man vereinigt gleichsam aus den Schranken entlassen worden ist, auch zum Ziele der Laufbahn zu gelangen. Allein da alles Menschliche schwach und hinfällig ist, so muß man sich immer nach solchen umsehen, die unsrer Liebe werth sind, und von denen wir wieder geliebt werden; denn hört Liebe und Wohlwollen auf, so schwinden alle Reize aus dem Leben. Für mich lebt Scipio, so schnell er mir auch von der Seite gerissen wurde, doch noch immer fort, und wird auch fernerhin leben. Denn die Tugend jenes Mannes ist es, die ich lieb gewann; und diese ist nicht erloschen; und nicht nur mir, dem sie beständig gegenwärtig war, schwebt sie vor Augen, sondern auch für die Nachkommen wird sie ein leuchten-

des Vorbild bleiben. Niemand wird sich zu großen Entwürfen und Hoffnungen gestärkt fühlen, ohne sich das Andenken und das Vorbild jenes Mannes vorzuhalten. Ich wenigstens weiß unter Allem, was mir die Natur gewährt hat, Nichts, was ich mit Scipio's Freundschaft vergleichen könnte. In ihr fand ich Einklang der Ansichten vom Staat, in ihr belehrenden Rath für das Privatleben, in ihr freudenvolle Erholung. Nie habe ich ihn, so viel ich mir bewußt bin, auch nur mit der geringsten Kleinigkeit beleidigt; nie habe ich aus seinem Munde ein unangenehmes Wort vernommen: Ein Haus, eine und dieselbe gemeinsame Lebensweise vereinigte uns; auf Feldzügen, auf Reisen, auf dem Lande waren wir immer beisammen. Und was soll ich unsrer wissenschaftlichen und gelehrten Studien erwähnen, in denen wir, entrückt aus den Augen der Welt, die Zeit unserer Muße hingebracht haben? Wäre das Andenken und die Erinnerung an dieses Alles mit ihm zugleich erloschen, so würde ich wahrlich die Sehnsucht nach einem Manne, mit welchem ich so innig verbunden war, nicht ertragen können. Aber nicht erloschen sind diese Dinge; sie werden vielmehr genährt und erhöhet durch das Nachdenken und durch die Erinnerung; und wäre ich ihrer auch ganz beraubt, so gewährte mir doch selbst mein Alter großen Trost. Denn lange kann die sehnsuchtsvolle Trennung nicht mehr dauern. Alles aber, was kurze Zeit dauert, muß erträglich seyn, wenn es auch eine große Last ist.

Dieß sind meine Gedanken über die Freundschaft, die ich euch vorgetragen. [Euch aber ermahne ich, der Tugend, ohne welche die Freundschaft ein Unding ist, zwar den ersten Platz einzuräumen, nach ihr aber die Freundschaft für das edelste Gut zu halten *).]

*) Dieser Schluß wird für unächt gehalten.



Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cicero, Marcus Tullius, / Pahl, Wilhelm Matthäus, / Kern, Friedrich Heinrich,

Marcus Tullius Ciceros Werke

Bd.: 5

Stuttgart 1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.r.d.52(2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11727493-2